fortespieler öffentlich auf und studirte die Musik praktisch an dem Besten, was dort zu hören ist. Fr. Rochlitz gab ihm manchen nützlichen Rath. 1807 wurde er Organist an der Universitätskirche; dabei gab er Musikunterricht und fand in vielen musikalischen Familien Anerkennung. Darauf übernahm er seit 1810 die Musikdirectorstelle bei dem Privatunternehmer Jos. Seconda, der abwechselnd in Dresden auf dem Linke'schen Bade und in Leipzig spielte, und wurde so der Vorgänger des humoristischen Erzählers Hoffmann in diesem Amte. Als aber das Amt eines Organisten an der Thomaskirche in Leipzig erledigt wurde, verließ er jene Anstellung (1813, Frühjahr) und übernahm dieses Amt. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich mit der Schöpfung großer Werke. Seit 1814 schrieb er mehre Vocalwerke für die durch Schicht gegründete Singakademie, z. B. die treffliche Messe aus F-dur für bloße Singstimmen, welche der König von Sachsen, dem er dieselbe dedicirte, mit großer Huld aufnahm. Nachher übernahm er die Leitung der genannten Akademie, für welche er noch 4 Vocalmessen schrieb. Als Mitglied der 1815 gestift. Liedertafel lieferte er eine Reihe der köstlichsten Gesellschaftslieder. In dems. J. kam er mit dem geistvollen A. Apel in Verbindung, der ihm s. Gedicht: „Das Weltgericht", 1816 mittheilte. Dieses Werk nahm s. volle Kraft in Anspruch, und so entstand die durch ganz Deutschland bekannte Composition dieses großen Oratoriums, das er jedoch erst 1819 in einem kurzen Zeitraum niederschrieb. — 1817 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem neueröffneten Stadttheater in Leipzig, für welches er mehre Ouverturen und a. Musikstücke schrieb, z. B. die beliebte Ouverture, welche „God save the King" zum Thema hat. 1820 führte er das „Weltgericht" zuerst in Leipzig mit einstimmigem Beifall auf. Im Mai 1821 ging er er nach Dessau, wohin man ihn als Capellmeister berufen hatte. Seitdem hat dieser rastlos thätige Tonmeister Niemeyer's Cantate: „Die Todtenfeier", mehre Psalmen für das kölner Musikfest, das von de Grote gedichtete Oratorium: „Die Sündflut", componirt und im Sommer 1824 selbst dirigirt. Das von ihm componirte Oratorium: „Das verlorene Paradies" (gedichtet von dem Schuldirector de Marées), führte er beim Musikfeste in Magdeburg am 2. Sept. 1825 in Anwesenheit des Königs von Preußen mit großem Beifalle auf. Er hält dasselbe für das gelungenste s. Werke. 1827 gab er die 2. Aufl. s. „Elementar-Handbuchs der Harmonie und Tonsetzkunst" und einen zweifachen Cursus von Gesangsübungen für Schulen heraus. Ein neues Oratorium hat er bei dem Dürersfeste in Nürnberg (7. April 1828) aufgeführt. — Übersieht man Schneider's zahlreiche Compositionen (bis jetzt sind gegen 60 größere Musikstücke von ihm herausgegeben worden), so bemerkt man, daß es keine Gattung gibt, in welcher dieser fruchtbare musikalische Geist sich nicht versucht hätte. Sein eigentliches Geschäft scheint jedoch das Gebiet der vollstimmigen Instrumentalmusik und die kirchliche Vocalmusik zu sein. Seine Oratorien sind eine große Bereicherung der deutschen Musik, nicht nur deßhalb, weil Schn. einer der größten Contrapunktisten, welche jetzt leben, und in der geschickten Behandlung des Orchesters wie Wenige gewandt und erfahren ist, sondern auch darum, weil er mit den Erfodernissen eines Tonkünstlers eine nicht gewöhnliche Einsicht in die Poesie und ein ernstes Gemüth verbindet, das die Größe seiner Aufgabe kennt. 44.

Schneller (Julius Franz Borgias), Dr., geb. zu Strasburg 1777, verdankt s. Bildung der Hochschule zu Freiburg, wo s. Vater Prof. der Rechte war. Mathematik beschäftigte ihn zuerst, sodaß er schon als Jüngling den erkrankten Professor derselben an der Albertina supplirte (1794). Während s. Rechtsstudien schrieb er die Flugschrift: „Über Preußens Demarcationslinie" (1795). Bei Moreau's nun drohendem Rheinübergange wirkte er mit großer Anstrengung für das Aufgebot des Landsturms in Hauenstein und zog mit den Studirenden von Freiburg gegen den Feind, wo er bei Wagenstatt mitkämpfte (1796). Der Sieg des Fein-

Digitized by Google

des bewog ihn, das Breisgau zu verlassen und sich nach Wien zu begeben. Hier bildete er sich für Linguistik und betrieb die gelehrten Sprachen mit solchem Eifer, daß er über Griechisch, Latein, Italienisch, Französisch, Englisch und Deutsch Unterricht ertheilen konnte. Zugleich bestimmte ihn der Umgang mit Künstlern erster Größe, besonders aber die Auffoderung Kotzebue's, welcher damals das Schauspielwesen in Wien leitete, zu theatralischen Arbeiten, wovon das Trauersp. „Vitellia" und das Lustsp. „Gefangenschaft" auf den k. k. Hofbühnen oftmals gegeben wurden. 1802 begleitete er einen jungen Adeligen nach Paris, London, Venedig und Belgrad. Der Anblick dieser Städte und der Gang der Weltbegebenheiten, welche immer großartiger sich entwickelten, bestimmten ihn nach der Rückkehr zum Studium der Geschichte. Durch Lösung der Preisfragen erhielt er einen Lehrstuhl derselben zu Linz und später zu Grätz in Steiermark (1806). Hier übergab er eine „Weltgeschichte" in 4 Bdn., dann eine „Staatengeschichte des Kaiserthums Östreich" in 4 Bdn. dem Drucke. Zugleich lieferte er viele Aufsätze in Hebenstreit's „Wiener Zeitschrift", in Castelli's „Conversationsblatt" und André's „Hesperus". In diesem gab er die zu Prag gekrönte Preisschrift: „Geist der Jahrhunderte im Kaiserthume Östreich". — Obwol Nordamerika und Großbritannien ihm als Musterstaaten vorschwebten, hoffte er dennoch den allmäligen Fortschritt der Völker auf dem Festlande Europas vorzüglich von kraftvollen Fürsten, welche, wie Joseph II., die allgemeinen Menschenrechte anerkennen oder für einzelne Zweige der Civilisation großartig wirken würden. Er hatte s. Grundsätze stets als Autor und Professor ungehindert vorgetragen. Als man aber nach Bonaparte's Sturze viele frühere Anstalten theils untergrub, theils vernichtete, wurde s. Stellung unangenehm (1816). Man machte ihn wegen Neuerungssucht oder Constitutionssinn als Josephiner und Bonapartisten verdächtig und bewirkte, daß die Wiederauflage der „Weltgeschichte" untersagt und der 5., also letzte Theil der östreich. Geschichte nicht zum Drucke gelassen wurde. Diese Beschränkung in der Schriftstellerei und der Lehrfreiheit bewog ihn, nach einem 28jährigen Aufenthalte die übrigens glücklichen Verhältnisse in Oestreich aufzugeben und das Lehramt der Philosophie an der Hochschule zu Freiburg anzunehmen (1823). Als er von Grätz schied, ertheilte ihm die Stadt, wie schon früher eine andre in Steiermark, das Bürgerrecht wegen Rath und That in schwieriger Angelegenheit zur Zeit des Krieges und nachher. Seitdem ist von s. „Weltgeschichte" der 1. Bd. in 2. Aufl. (Lpz. 1823) erschienen. Von s. „Staatengeschichte des Kaiserthums Östreich" (Grätz 1820) wird der 5. Theil als Beschluß ebenfalls in Deutschland herauskommen. Das didaktische Gedicht: „Weiblichkeit, ein Sonettenkranz, zum Weihnachtgeschenke", ist schon in der 2. Aufl. (Wien 1822) vergriffen. Außer s. Antrittsrede zu Freiburg: „Über den Einfluß der Weltgeschichte auf die Philosophie" (1824), schrieb er einzelne Abhandlungen für das „Freiburger Wochenblatt" (1824); für die „Steiermärkische Zeitschrift" (1824); für Münch's „Deutsches Museum" (1825): „Zacharias Werner als Volksprediger", die „Freiheitrufe von Palafox". Die Satyre „Sündenbabel und Krähwinkel" gab er u. d. N. Julius Velor heraus. 1827 schrieb er die „Geschichte von Böhmen" (2 Bdchn.), in Hilscher's „Hist. Taschenbibliothek".

Schnellpresse oder Druckmaschine, eine in neuerer Zeit erfundene Maschine, womit die Arbeit der gewöhnlichen Buchdruckerpresse mit größerer Schnelligkeit und Leichtigkeit verrichtet werden kann. Das Verdienst dieser Erfindung gehört einem Deutschen, Friedrich König aus Eisleben, der in der Breitkopf- und -Härtel'schen Officin zu Leipzig die Buchdruckerkunst erlernte, und schon während dieser Zeit sich mit dem Gedanken, die gewöhnliche Buchdruckerpresse zu verbessern, beschäftigte. Nachdem er ausgelernt, studirte er mehre Jahre in Leipzig Mathematik und Mechanik. Da aber in Deutschland sowol als in Rußland Niemand auf s. Ideen eingehen wollte, so reiste er 1809 nach England,

Digitized by Google

wo er alle Hülfsmittel zur Ausführung s. Plans fand und sich zur weitern Vervollkommnung s. Erfindung mit dem mathematischen Instrumentenmacher Bauer aus Stuttgart verband. Beide Männer stellten nach Überwindung vieler Schwierigkeiten eine Druckmaschine auf, auf welcher am 29. Nov. 1814 zuerst die „Times" gedruckt wurden. Sie bauten nun noch mehre Maschinen, doch wurde ihnen durch die Unredlichkeit ihres dritten Compagnons, des Buchdruckers Bensley, der Aufenthalt in England verleidet, und da sie, durch den damaligen König von Baiern, Maximilian, bei dem Ankauf des ehemal. Klosters Oberzell bei Würzburg unterstützt, vollkommene Gewerbefreiheit zugesichert erhielten, so legten sie daselbst 1817 eine mechanische Werkstatt, eine Eisengießerei ꝛc. an, zu welcher sie sich Bauern der Umgegend als Arbeiter gezogen hatten. Hierauf begannen sie den Bau von 4 Maschinen, wovon 2 in der Haude- und-Spener'schen Zeitungsdruckerei und 2 in der Decker'schen Officin zu Berlin aufgestellt worden sind. Bald darauf legte Hr. v. Cotta zum Druck der Taschenausgabe von Schiller's Werken und der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg eine Druckerei mit 2 Maschinen an. Durch manche Verbesserung wurden jetzt die Maschinen auch für kleinere Etablissements anwendbar gemacht; denn die bisher gebauten wurden durch Dampfmaschinen getrieben. Diese wurden nun entbehrlich, da 2 Männer durch ein Schwungrad die Maschine ohne besondere Anstrengung in Bewegung setzen konnten. Sie lieferten mit dieser Vereinfachung seit 1814 mehre Maschinen, als nach Hamburg, Kopenhagen, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Koblenz, Frankfurt und Paris. — Schon in London bauten K. und B. verschiedene Arten von Druckmaschinen, welche sie sämmtlich in Deutschland noch verbesserten und vorzüglich vereinfachten. Aus ihrem Bericht von 1825 geht hervor, daß sie jetzt 3 Arten verfertigen: 1) Die vollständige Maschine; diese druckt den Bogen auf beiden Seiten und liefert 900—1000 Bogen in einer Stunde; diese Maschine kann nicht wol anders als durch eine Dampfmaschine getrieben werden; zum Anlegen und Abnehmen des Bogens sind 2 Bursche erfoderlich. 2) Die doppelte Maschine; diese druckt den Bogen nur auf einer Seite auf einmal und liefert 2400 Abdrücke in einer Stunde; es sind bei derselben 2 Bursche zum Anlegen und 2 zum Abnehmen der Bogen nöthig. 3) Die einfache Maschine; diese druckt auch den Bogen nur auf einer Seite und liefert 1400 Abdrücke in der Stunde; hier sind nur ein Bursche zum Anlegen und einer zum Abnehmen der Bogen nöthig. Von dieser Art gibt es 2 Sorten zu groß und klein Format. Da diese verschiedenen Arten auf einem und demselben Princip beruhen, so wollen wir von der letzten Art, als der einfachsten, unsern Lesern einen Begriff zu geben versuchen. Bekanntlich sind mittelst des alten Werkzeugs des Buchdruckers, mit der Presse, 2 Mann ungefähr 250 Bogen auf einer Seite in einer Stunde zu drucken im Stande, wobei jede einzelne zum Druck eines Bogens nöthige Vorrichtung unmittelbar durch Menschenhand geschehen muß. Vermittelst einer Druckmaschine geschehen aber alle die Vorrichtungen, z. B. das Nehmen und Vertheilen der Farbe, das Schwärzen der Lettern, der Druck u. s. w. durch einen sehr zusammengesetzten Mechanismus, der auf eine einzige kreisförmige Bewegung zurückgebracht ist, sodaß der Menschenhand Nichts zu thun übrig bleibt, als den Bogen einzulegen und nach dem Druck in Empfang zu nehmen. — Man denke sich eine gewöhnliche Schriftform auf einer horizontalen Linie ununterbrochen hin- und zurückgetrieben. Ungefähr über der Mitte dieser Linie sind eine Anzahl Walzen angebracht, welche die Druckerschwärze von einem kleinen Behälter empfangen, durch beständige Umdrehung auf ihrer Oberfläche verbreiten und der darunter hingehenden Form durch leichte Berührung mittheilen. Der zu druckende Bogen wird von einem Knaben auf eine mit Schnüren oder Bändern bespannte Fläche gelegt, die still steht, bis der Bogen aufgenommen ist, und dann in Bewegung gesetzt wird, um ihn der sich darunter beständig umdrehen-

Digitized by Google

den Druckwalze zu überliefern. Eine Anzahl endloser Bänder schlingt gleichsam den Bogen um diese Walze. Unten trifft derselbe mit der geschwärzten Form zusammen und der Druck wird durch Berührung mit der gleichmäßig bewegten Form abgenommen. Der so auf einer Seite bedruckte Bogen löst sich nun von der Druckwalze ab und wird von einem andern Knaben in Empfang genommen; die zurückkehrende Form wird von den Farbecylindern aufs neue geschwärzt und derselbe Kreislauf von Bewegungen und Operationen fortgesetzt. Nachdem einmal die Erfindung gemacht war, haben sich in England und Frankreich mehre Mechaniker damit beschäftigt, Druckmaschinen zu bauen, die aber alle in der Hauptsache mit der beschriebenen Art übereinstimmen. — Es gibt auch Maschinen, wo die Lettern auf der Druckwalze selbst stehen, diese Art ist hauptsächlich nur für Stereotypplatten anwendbar. Die bekanntesten Erbauer von Druckmaschinen sind Applegath und Cowper, Donkin, Brightley, Rutt, Winch, Cooper und Millar, Congreve, Wood, Napier und Hansard; doch bleiben die von den ursprünglichen Erfindern gebauten immer die besten, wie die darauf gelieferten Arbeiten beweisen. Die neueste Veränderung an der Druckmaschine der „Times" rührt von dem Hrn. Applegath her und bewirkt, daß gegen 4000 Bogen auf einer Seite in 1 Stunde gedruckt werden; diese Maschine ist die unter Nr. 2 angeführte. In neuern Zeiten hat man, ganz von diesen Druckmaschinen verschieden, eigentlich nur verbesserte Pressen von Gußeisen in mehren Arten erfunden, die zum Theil in ihrer Construction sehr von einander abweichen. Die vorzüglichsten sind: 1) Die sogen. Stanhope-Presse, in Deutschland von verschiedenen Buchdruckern und Mechanikern nachgemacht und zum Theil verbessert. 2) Die Coggers-Presse, in Deutschland von dem Mechanikus Hofmann in Hamburg nachgemacht. 3) Die Ruthwen-Presse. 4) Die Russell-Presse. 5) Die Clymer- oder Columbian-Presse, in Deutschland von den Herren Vieweg und Sohn in Braunschweig nachgemacht. 6) Die Albion-Presse, und endlich 7) die erst 1826 erfundene Presse des Mechanikus Fr. Hofmann in Leipzig.

Schnepfe (Scolopax). Von diesem Geschlecht, a. d. Ordnung der Sumpfvögel, sind über 50 Gattungen bekannt, von denen an 14 noch nicht genau bestimmte Gattungen in Deutschland einheimisch sind. Nach der Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforscher die Schnepfen in 3 Familien: 1) mit abwärts gekrümmtem, 2) mit geradem und 3) mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten sich meistens an der Erde auf; selten sieht man sie auf Bäumen. In den Sümpfen, Moräſten und seichten Gewässern waten sie mit Bequemlichkeit umher und suchen Gewürme, Insektenlarven und Insekten, wovon sie sich nähren; doch fressen sie auch verschiedene Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehen sie meistens im Herbste nach den südlichen. Man ißt von den Schnepfen nicht bloß das Fleisch. Das gesammte Eingeweide, nebst dem in den Därmen befindlichen Kothe, wird, unter alleiniger Beseitigung der Galle und mit starker Würzung versehen, zu einer Art von Brei geklopft, auf Semmelscheiben gestrichen, und in derselben Pfanne, welche bestimmt ist, die von den am Spieße befindlichen Schnepfen herabträufelnde Butter aufzunehmen, gebraten. Den Feinschmeckern gilt dieses Gericht als ein ganz besonderer Leckerbissen.

Schnepfenthal, eine von Salzmann angelegte Erziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Herzogthums Gotha, am Fuße des Thüringerwaldes, eine halbe Stunde von der Stadt Waltershausen. Die Lage ist sehr angenehm, die Institutsgebäude liegen sämmtlich auf einem geräumigen Hügel, welcher eine weite Aussicht auf eine mit Dörfern besäete Ebene, nach Gotha hin, beherrscht, von welcher Stadt man das Residenzschloß deutlich liegen sieht (welches zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, von diesem Standpunkte aus, beim Untergang der Sonne einen auffallend schönen und wechselnden Anblick gewährt, in welchem die Beschrei-

Digitized by Google

bung der Feenschlösser realisirt zu sein scheint). Dagegen erfreut sich die hintere Seite der Gebäude der romantischen Ansicht von der waldigen und gebirgigen Gegend um Reinhardsbrunn. Die 4 Häuser des Instituts umschließen von 2 Seiten den vordern Platz des Hügels, in dessen Mitte ein umzäuntes Bassin und vor diesem ein laufender Brunnen angebracht ist. Der Hügel ist vorn mit vielen Obstbäumen besetzt und auf einer Seite mit hohen Pappeln eingefaßt. Das älteste (zuerst gebaute) Haus enthält, außer der Wohnung des Directors und a. Zimmern, den Speisesaal, den mit einer Orgel und Galerie versehenen Betsaal zum Behuf der Morgenandachten und Gottesverehrungen, und das Naturaliencabinet, welches im Verhältniß zu seinem Zweck nicht unbedeutend ist. Die Institutsbibliothek befindet sich in einem andern Hause. Außer den nöthigen Seitengebäuden hat die Anstalt auch eine bedeckte Reitbahn und ein reitkundiger Lehrer besorgt den Unterricht in diesem Fache. Der Platz für die gymnastischen oder Turnübungen ist an einem schattigen Orte, an der Spitze eines nahen Laubwäldchens, mit allen dazu nöthigen Vorrichtungen ausgerüstet, und ein klarer Teich in der Nähe von Reinhardsbrunn dient für das Baden und die Schwimmübungen im Sommer. Diese für die Erziehung von leiblicher Seite, für die Erhaltung und Befestigung der Gesundheit der Kinder und Erwachsenen so vortheilhafte Lage des Instituts, die leichte Bergluft, die Nähe interessanter Waldgegenden macht diesen Ort zugleich zu einem angenehmen Aufenthalte für Fremde, die sich für das Institut interessiren oder dessen nähere Bekanntschaft machen wollen, oder für die Ältern der Zöglinge, die ihre Kinder und deren Erzieher zuweilen besuchen. — S. die gedruckte „Nachricht von der Einrichtung der Erziehungsanstalt" in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. (Vgl. Salzmann.)

Schnepper oder Schnäpper, eine kleine stählerne Armbrust, so genannt wegen des schnappenden Lautes der Sehne; dann 2 wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlassen, das andre beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Veit Hans v. Karolsfeld), ein rühmlich bekannter Maler, geb. zu Schneeberg im Erzgebirge 1764, versuchte sich schon früh in der mechanischen wie in der bildenden Kunst. Da ihm die damalige Beschaffenheit der niedern Schulen den entschiedensten Widerwillen einflößte, so wuchs er fast ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse auf; desto lebhafter zog ihn die Natur an, in der er, sich selbst überlassen, einen großen Theil seiner Zeit verlebte. Als 14jähriger Knabe begleitete er s. Vater auf einer Geschäftsreise nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieser Stadt bewirkte eine völlige Veränderung in dem Jüngling; um einst dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu studiren, sogleich an. Mit Beiseitesetzung jeder Lieblingsbeschäftigung studirte er nun mit rastlosem Fleiße und brachte es in 3 Jahren so weit, daß er die Universität beziehen konnte. Aber die Jurisprudenz konnte ihn nicht fesseln, und als nach vollendeten Studien und bestandenem Examen sein Vater starb, ging er, verheirathet und durch einige Verhältnisse getrieben, nach Königsberg in Preußen, wo er bei Hippel und einem Universitätsfreunde Rath und Theilnahme fand. Die Einladung von einigen adeligen Häusern, den Ihrigen Unterricht zu ertheilen, nahm er gern an und entsprach ihr mit gutem Erfolg. Im Begriff, mit dem Sohne eines russ. Ministers nach Petersburg zu gehen, erhielt er, auf Betrieb seiner Mutter, eine Stelle an der magdeburger Handlungsschule, die er jedoch nach Verlauf eines Jahrs aufgab. Er ging nach Leipzig zurück, wo er sich mit Miniaturmalen und Buchhändlerarbeiten beschäftigte. Durch rastloses Studium der Kunst und im Umgange mit Öser, Weiße, Müller, Seume und a. trefflichen Männern bildete er s. Anlagen immer vollkommener aus, wiewol ihm das Glück nicht zu Theil wurde, s. ganze Zeit sorgenfrei und einzig der Kunst zu widmen. Er hat vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Ku-

Digitized by Google

pfer, Thon und Gyps und viele Staffeleibilder, unter welchen auch Portraits in Öl, geliefert, die den Beifall der Kenner fanden. Seit 1816 ist er Director und Prof. der k. Kunstakademie zu Leipzig. Unter seinen Kindern zeichnen sich als Künstler aus: Louis (verheirathet in Wien), Eduard und Julius.

Schnorr (Veit Julius v. Karolsfeld), Prof. der Historienmalerei bei der k. Akad. der Künste in München, geb. zu Leipzig am 26. März 1794, zeigte, wie s. ältern Brüder, frühzeitig Talent zum Zeichnen, Darstellen und Nachbilden und Geschicklichkeit im Schnitzen und Modelliren. Er componirte im 11. und 12. J. mit einer Leichtigkeit, wie ein Kind, das spielend sich am Gestaltenzeichnen ergötzt; dabei hatte er schon im 9. J. Ernst und Beharrlichkeit genug, um Anatomien nachzuzeichnen. Der Tod der Amazonenkönigin, die Hercules im Irrthum getödtet, eine Darstellung, die er im 14. J. vertieft in Schiefer schnitt, war eine bemerkenswerthe Probe seines frühen Talents. Dieses Intaglio, sowie ein andres seines ältern Bruders, der wetteifernd 2 Kämpfer in Schiefer grub, ist noch im Besitze des Vaters. Benvenuto Cellini, das Leibbuch unsers Julius, weckte jeden Tag neue Versuche. Bald ward modellirt, bald gezeichnet, und die vom Vater übernommene Verkleinerung der Flaxman'schen Umrisse zur Göschen'schen Ausg des Homer gab selbst zum Radiren Veranlassung. So gewann er im Mechanischen und Technischen Gewandtheit und in allen Theilen seiner Kunst bis aufs Transparentmalen eine vorläufige Übung. Wie ernst selbst der Brüder Spiel war, mag der Umstand beweisen, daß Julius, in Gemeinschaft mit einem ältern, jetzt verst. Bruder, ein Kriegsspiel nach eignen Ideen verfertigte, das in diesem Umfange und in dieser Eigenthümlichkeit neu, wegen des Scharfsinns in der Berechnung vielen Beifall fand. Als Julius durch mehre Studien, in Kreide wie in Öl, durch Unterrichtgeben und einige Arbeiten für Buchhändler eine gewisse Reife erlangt hatte, ging er in seinem 16. J. zu s. beiden ältern Brüdern nach Wien. Auch hier gab er Unterricht, um, gleich den Brüdern, einen Theil seiner Bedürfnisse zu gewinnen, da der Vater allen Ansprüchen einer so zahlreichen Familie zu genügen außer Stand war. Damals trat bei unserm jungen Künstler jener Zwiespalt ein, den wol Jeder bestanden hat, dem es mit s. Bestreben Ernst ist. Früher hatte ihn Michel Angelo's gewaltige Kraft angezogen; dann mehr dem Gleichmaße der Formen zugewandt, war er an der Richtigkeit seiner Wahl irre geworden. In Wien hatte sich s. Ansicht von der Würde der Kunst so gesteigert, daß er zweifelte, ob er je ihren Ansprüchen werde genügen können. Schon war er daran, völlig umzukehren, um als Handwerker nützlicher zu wirken, als ihn der väterliche Zuspruch und die Ermahnungen einer Schwester aufs neue ermuthigten. Nun wandte sich Schn., den die Charakterlosigkeit der verflachten Kunst anekelte, mit jugendlicher Bewunderung zu dem seelenvollen Ausdrucke der altdeutschen Meister und zu ihrer Kindlichkeit in der Darstellung. Ein Zuruf des Vaters, den Weg wohl zu beachten, den er gehe, sowie die Kritiken der leipziger Kunstfreunde, erregten s. Aufmerksamkeit und s. Umblick. Sein ganzes Streben gewann einen neuen Anlauf, der zu einem schönern Ziele führte. Nach Beendigung des Kriegs entstand bei Schn. der Wunsch, nach Italien zu gehen. Durch eine Versteigerung einiger eingeschickten Arbeiten, die einige Freunde unter sich anstellten, wurden einige 100 Thaler gewonnen, die, bedeutend vermehrt durch den Verkauf des h. Rochus an Hrn. Proclamator Weigel und einer heil. Familie an Hrn. v. Quandt, hinreichten, um die Reise anzutreten. Unterwegs entwarf Julius die Hochzeit zu Kana, die, halb vollendet, einen Schottländer in Rom so anzog, daß er den Künstler auffoderte, sie für ihn zu vollenden. Bald darauf erhielt Schn. vom Marchese Massimi den Auftrag, im mittlern Saale seiner Villa zu Rom Scenen aus Ariosto in Fresco zu malen. Er begann sogleich das Ganze im Kleinen zu entwerfen und zu coloriren; aber jetzt ward er von dem italienischen Fieber befallen, das ihn durch eine sechsmalige Wiederholung

Digitized by Google

dermaßen schwächte, daß er an der Möglichkeit der Ausführung seines Unternehmens verzweifelte. Er glaubte, um nicht den Marchese und sich selbst in Verlegenheit zu setzen, dieser Arbeit entsagen zu müssen, und ging, um zu genesen, nach Florenz. Hier erlangte er s. völlige Gesundheit wieder. Bald darauf vernahm der Kronprinz, jetzige König von Baiern, in Rom, was geschehen. Ihm, der schon früher den jungen Künstler mit Wohlgefallen ausgezeichnet hatte, that dessen Entsagung leid; aber die Ausführung war bereits einem Italiener übertragen worden. Doch bald darauf starb dieser Italiener, und dem Wunsche des Kronprinzen zufolge ward dem nun völlig genesenen Schn. die Arbeit übertragen. 1825 hat der Künstler diese schönen Gemälde, Scenen nach Ariosto, vollendet, von deren Werth die 11 Cartons, die einige Zeit in der Amtswohnung des Vaters in Leipzig zu sehen waren, auch in Deutschland die begründetste Meinung verbreitet haben. Vgl. das „Kunstblatt" zum „Morgenblatt", St. 26, J. 1825, wo auch ein Umriß mitgetheilt worden ist. 1827 berief ihn der König Ludwig von Baiern nach München. Schn. verließ Italien, kehrte zuerst in s. Vaterhaus zurück, reiste dann nach Wien, wo er sich verheirathete, und hat sich nun in München niedergelassen, wo er jetzt für den kunstliebenden König eine Galerie aus den Nibelungen zu malen beauftragt ist. 19.

Schnupfen, eine Krankheit, die mit Frost und gelinder Hitze, zuweilen auch mit Kopfschmerz anfängt, mit häufigem Niesen verbunden ist und endlich in einen Schleimausfluß aus der Nase übergeht. Während der ganzen Zeit ist die Nasenhöhle verstopft und innerlich verschwollen, der Geruch fehlt, sowie auch der Geschmack; beide kehren erst nach Beendigung des Schnupfens zurück. Wenn die Feuchtigkeit ausfließt, so nennt man den Schupfen fließend oder triefend; ist aber die Nase innerlich sehr verschwollen und der Ausfluß fehlt ganz, oder ist sehr zäh, so nennt man dies den Stockschnupfen. Der Schupfen hat seinen Sitz in der Schleimhaut der nach hinten über den Gaumen, nach oben bis an die Hirnschädelhöhle verbreiteten Nasenhöhle. Diese Haut besteht aus lockerm Zellgewebe, in welches sich eine außerordentliche Menge von Blutgefäßen verästelt, wodurch sie ihr rothes Ansehen erhält. Außer mehren andern Nerven, welche sich in dieser Haut verbreiten und sie sehr empfindlich machen, ist besonders der eigentliche Geruchsnerv merkwürdig, indem dieser seine Zweige vorzüglich in den Theil der Schleimhaut verbreitet, welcher die beiden obern Nasenmuskeln und den größten Theil der Scheidewand der Nasenhöhle bedeckt. Diese Zweige sind außerordentlich weich und vermischen sich zuletzt ganz mit dem schwammigen Gewebe der Schleimhaut. Die Absonderung von Feuchtigkeit und Schleim ist in der Nasenhöhle zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit der die Geruchsnerven umfassenden Haut, also zur Beförderung des Geruchssinnes, nicht aber zur Reinigung des Blutes von Schärfen vorgerichtet, denn zu dem letztern Zwecke würde die Natur wol nicht einen Theil bestimmen, welcher durch die Menge seiner Nerven, durch die Zertheilung derselben zu einem äußerst empfindlichen Organ wird, ebenso wenig als die Absonderung der Thränen in der Thränendrüse des Auges, die Absonderung des Ohrenschmalzes im äußern Gehörgange ꝛc. als reinigende Absonderungen in Rücksicht des Blutes zu betrachten sind. Dagegen ist die mit so zahlreichen arteriellen Haargefäßen versehene Haut um so leichter der Entzündung ausgesetzt, und alle Zufälle des Schnupfens zeigen an, daß er nichts Andres sei als eine Entzündung der Schleimhaut der Nasenhöhle. Diese Entzündung entscheidet sich gewöhnlich durch vermehrte Absonderung eines dicken häufigen Schleims in Zeit von 2 — 4 Wochen, nach welchem Zeitraume sie sich wieder zertheilt, die Geschwulst der Schleimhaut abnimmt, die Luft wieder freier durch die Nase gezogen werden kann. — Über die Ursachen des Schnupfens sind die Meinungen ebenso verschieden, wie über das Wesen desselben. Häufig wird er noch für eine Folge von Schärfe im Blute und von Erkältung angesehen. Allein wir sehen oft, daß ganz gesunde Menschen, bei denen keine

Digitized by Google

Schärfe im Blute zu vermuthen ist, den Schnupfen bekommen; dagegen andre, von deren Säften und Blute wir allerdings eine nicht regelrechte Beschaffenheit vermuthen können, den Schnupfen gar nicht oder doch nicht beständig haben. Mehr Anschein hat es noch, daß eine zu große Menge roher Schleimstoffe die Entstehung des Schnupfens begünstige und dieser als Ableitung desselben anzusehen sei. Erkältung ist ebenfalls nicht allemal Ursache des Schnupfens, denn sie findet gar oft bei mehren Menschen statt, ohne daß Schnupfen darauf erfolgt, dagegen es viele gibt, welche den chronischen Schnupfen kaum in den wärmsten Sommertagen los werden. Alles, was Entzündung überhaupt und insbesondere Entzündung der Schleimhaut der Nase hervorzubringen vermag, erregt oder befördert den Schnupfen. Neigung dazu entsteht überhaupt aus Überfluß an Blut, besonders an Schleimstoff in demselben, und vorwaltende Thätigkeit der Schleimhäute. Die Ursachen, welche den Ausbruch des Schnupfens veranlassen, sind solche, welche nun wirklich die Thätigkeit des arteriellen Haargefäßsystems der Schleimhaut zum Übermaß bringen, besonders Einwirkung von sauerstoffreicher Luft, daher vorzüglich bei Nordost- und Nordwestluft der Schnupfen, sowie überhaupt katarrhalische Entzündung jeder Art, allgemein herrschend wird. Aber auch jede Veranlassung zur Erhitzung, wodurch die Thätigkeit des arteriellen Blutsystems übermäßig erregt wird, kann dieses bewirken, daher plötzlicher Übergang aus der Kälte in die Wärme, heiße Stuben, in welche man aus der kalten Luft kommt, auch der Genuß von erhitzenden Getränken, besonders Wein und Branntwein, ihn sehr oft erregen. Eine häufige Veranlassung zum Schnupfen ist die Unterdrückung der Hautausdünstung, daher auch bei feuchter und kalter Luft der Schnupfen sich häufiger einfindet. Winter und Frühjahr sind besonders die Jahreszeiten, in welchen der Schnupfen herrschend ist, weil in ihnen alle oben angeführte Ursachen, kalte und feuchte Luft, schneller Wechsel von Kälte und Wärme, Überfüllung des Blutes mit schleimigen rohen Stoffen von zu reichlichem Genusse der Nahrungsmittel, besonders stattfinden. — Der Schnupfen ist also allemal auch eine Krankheit, obgleich eine gelindere, die aber durch ihre Heftigkeit und Verbreitung größere Beschwerden verursachen und sogar gefährlich werden kann, wenn der entzündliche Zustand durch Vernachlässigung oder fortgesetzte Einwirkungen der Ursachen sich nach dem Gehirn oder nach den Lungen hinzieht. Kann man also den Schnupfen verhüten, so ist es in der Regel besser. Nur darf man nicht glauben, daß man ihm bloß dadurch entgehe, wenn man sich recht warm hält; im Gegentheil verzärtelt man sich dadurch und setzt sich um so leichter der Erkältung aus. Gerade Diejenigen, die in warmen Stuben sich aufhalten, sich in Pelz und Wolle einhüllen, erkälten sich, wenn sie von einem rauhen Lüftchen bestrichen werden, und haben beinahe beständig den Schnupfen. Die krankhafte Empfindlichkeit, in welche die Haut durch diese Verzärtelung versetzt wird, pflanzt sich auch auf die innere Haut der Nasenhöhle fort und gibt die Anlage zum chronischen Schnupfen. Zur Verhütung des Schnupfens gehört überhaupt Stärkung der körperlichen Natur, Abhärtung des Körpers gegen die Einflüsse der Witterung, Verhütung einer Anhäufung von rohen schleimigen Nahrungsstoffen im Blute. Hierzu dient öfteres Baden in lauem, und tägliches Waschen, besonders des Kopfes, des Halses und der Brust, mit kaltem Wasser, und darauf vorzunehmendes Bürsten oder Reiben der Haut; ferner täglicher Genuß der freien Luft, Mäßigung im Essen und Trinken, besonders im Genusse fetter Speisen und hitziger Getränke. Bei erhitztem oder schwitzendem Körper vermeide man schnelle Abkühlung durch Zugluft, Entkleidung oder kaltes Waschen; man vermeide aber auch den schnellen Wechsel von Kälte zur Wärme. Erlauben es die Umstände, so verhalte man sich, aus der Kälte kommend, erst in einer nur mäßig erwärmten Stube, ehe man in die wärmere sich begibt, so lange, bis der Körper sich erst an einen gelindern Grad von Wärme gewöhnt hat. Zu heiße Stuben überhaupt

Digitized by Google

vermeide man ganz. — Wer mit dem Schnupfen wirklich befallen ist, beobachte in der ersten Periode, von etwa 3—4 Tagen, durchaus die kühlende Methode, halte sich in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf, wasche den Kopf, das Gesicht, den Nacken, den Hals und die Brust einige Mal des Tages mit kaltem Wasser, gurgele sich öfters mit Wasser, worin etwas Salpeter aufgelöst, oder welches mit ein wenig Weinessig vermischt ist. Wer sich vorher gewöhnt hat, zuweilen kaltes Wasser in die Nase zu ziehen, thue es auch jetzt öfters; wer aber hieran nicht gewöhnt ist und heftigen Stockschnupfen hat, mit starkem Schmerz in die Stirn hinauf oder in die Backenknochen, der ziehe öfters den Dampf von warmem Wasser in die Nase, setze aber dieses nicht länger, als die Umstände es nöthig machen, fort. In Ansehung der Speisen und Getränke lege man sich strenge Enthaltsamkeit auf. Das Getränk bestehe aus Limonade, Zuckerwasser, oder auch bloßem reinen Wasser; Bier, Wein und andre erhitzende Getränke vermeide man. Der Speisen enthalte man sich so viel als sein kann, und genieße bloß etwas Suppe von Hafergrütze, leicht bestrichenes Butterbrot, oder etwas Ähnliches. Dabei nehme man einige Mal des Tages, besonders Nachmittags und Abends, eine Gabe von Weinsteinrahm, Salpeter und Zucker. Vor dem Schlafengehen wasche man sich noch ein Mal auf schon angezeigte Weise und setze die Füße in ein laues Bad. Dabei vermeide man auch in dieser Periode nicht den Genuß der freien Luft, sondern, zumal wer schon daran gewöhnt ist, gehe täglich ins Freie. Nur vor den zu warmen Zimmern hüte man sich bei der Zurückkunft. Durch diese Behandlung bricht man gleich anfangs die größte Stärke des Schnupfens, sodaß Fieber, Hitze und Kopfschmerzen, die lästige Verschwellung und Verschließung der Nasenhöhle und die Entzündung derselben nicht weiter zunehmen und sich ausbreiten wird. In der folgenden Periode hat man Nichts zu thun, als dasselbe Verfahren, nur etwas gelinder, fortzusetzen. In Ansehung der Diät kann man nun Etwas zugeben und die Eßlust mit mehren Speisen befriedigen. In den Nacken kann man jetzt ein Pechpflaster legen, als gelindes Ableitungsmittel. Abends kann man einige Tassen Thee von Fliederblumen mit Weinsteinrahm und Zucker trinken, dabei setzt man die Fußbäder fort. Sollte der Schnupfen heftig werden oder mit Zufällen drohen, die sogar Verbreitung der Entzündung auf andre Theile andeuten, z. B. es stellen sich heftige Kopfschmerzen, starkes Fieber, Husten mit Beengung der Brust, beschwerlicher Athem, Keuchen oder Stechen in der Seite ein, so brauche man den Arzt.

Schnürbrust, Schnürleib, ein Stück der weiblichen Kleidung, welches aus einer umfassenden Bedeckung des Unterleibes und der Brust sowol als der Seiten und des Rückgrathes besteht, aber zugleich durch die Härte der dazu kommenden Stücke und durch die Festigkeit der Anlage so beschaffen ist, daß es nicht den weichen Theilen, die es bedeckt, nachgibt und deren Form annimmt, sondern im Gegentheil dieselben in Zwang hält und seine Form ihnen aufdringt. Die dazu kommenden Stücke, entweder von Holz oder von Fischbein, selbst von Stahl verfertigt, werden in Leinwand eingenäht, auf diese Weise in die passende Form gebracht, und das Ganze am Rücken herauf zusammengeschnürt. Die Form selbst ist verschieden gewesen, je nachdem nun die Absicht ihres Gebrauchs sie nach der herrschenden Meinung über Schönheit des weiblichen Körpers oder nach einem besondern Bedürfnisse bestimmte. Soll sie zur Beförderung der Schönheit dienen, so muß sie der Idee der weiblichen Schönheit entsprechen und dem Körper nicht eine andre Form aufzwingen, als die Natur mitsichbringt. Die Bestimmung, welche die Natur dem Weibe gegeben hat, bringt es mit sich, daß der weibliche Körper mehr Zartheit, Vollheit und Rundung, Biegsamkeit und Weichheit hat, daß besonders in der Form ein unmerklich sanfter Übergang von einem Gliede zum andern, von einem Theile des Körpers zum andern stattfinde, daß er in harmonischen Verhältnissen schlank, rund und voll sei, daß Busen und Unterleib, jener in

Digitized by Google

stärkerm, dieser in schwächerm Bogen nach Außen sich bemerklich mache. Der Übergang in beiden Seiten auf die Hüften muß in ganz unmerklichen Wellenlinien von der Seite der Brust herunter mit unmerklich einwärts gehendem, von da über die Hüfte mit sanft auswärts gehendem Bogen geschehen. Diese Form ist es, welche die Schürbrust oder der Schnürleib unterstützen muß. — Wie es mit andern Moden in der Kleidung ging, so auch mit diesem Stück derselben. Bedürfniß, Bequemlichkeit, natürliches Gefühl des weiblichen Geschlechts für Anstand und Verschönerung erfand es, Liebe zur Veränderung verschlimmerte und verbesserte daran, je nachdem Eitelkeit, Nachahmungssucht oder bessere Überzeugung die Herrschaft hatten. Insofern die Schnürbrust und der Schnürleib den oben genannten Foderungen entsprechen, kann man ihren Nutzen nicht leugnen. Beide geben dem Körper eine Bekleidung, die gut anliegt, den Unterleib gehörig warm hält, zu einer schicklichen und bequemen Befestigung der untern Kleidungsstücke dient, ohne den Unterleib zusammenzuschnüren, wie bei dem Binden der Röcke über den Hüften außerdem unvermeidlich ist. Durch seine anschmiegende Form hat es den Vortheil, daß es die schöne Gestalt des weiblichen Körpers nicht versteckt, sondern sie bei dem Gebrauche der übrigen Kleidungsstücke noch bemerken läßt, durch welche sie außerdem zu sehr verhüllt würde. Dabei erleichtert die Festigkeit und Steifheit des Schnürleibs dem Körper die gehörige Haltung. Soll aber der Gebrauch der Schnürbrust diese Vortheile gewähren und keinen Nachtheil für die Gesundheit verursachen, so muß sie der Gestalt des weibl. Körpers überhaupt und der Person insbesondere angemessen sein, für welche sie bestimmt ist, ohne bedeutende Abweichung, weder in Ansehung der Größe, noch der übrigen Form zu haben. Die Schnürbrust darf, indem sie angelegt wird, durchaus die natürliche Form des Körpers nicht verändern, sondern sie muß sich ganz nach ihr richten; sie muß demnach vorn elastisch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniges weiter und in einem kaum merklichen Bogen ausschweifend sein. Die Seiten herunter müssen durchaus über die Hüften, wenigstens einen Zoll tief, heruntergehen und diesen geschlossen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umschlossen wird, kann die Form steif und etwas rund, nach oben muß sie vorn mehr platt und breit sein, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schnürbrust anliegen, doch ohne Druck, nur den Unterleib, wenn er etwas zu stark ist, wenn er herunterhängt, kann und muß sie durch etwas festern Druck unterstützen. Dies ist nicht nur ohne allen Nachtheil und dem Gefühl beim Gehen sehr wohlthätig, sondern es ist auch für den Körper selbst vortheilhaft, indem es die Eingeweide des Unterleibes unterstützt und die zu große Ausdehnung desselben, welche der Schönheit zuwider ist, beschränkt. Von der Gegend der Herzgrube an, unter der Brust, muß aller Druck von der Schnürbrust aufhören. Hier muß sie ausgeschnitten sein und nach den Seiten und dem Rücken zu etwas weniges höher gehen. Soll sie vorn an der Brust noch höher heraufgehen, so muß sie nach dem Bogen, den die Brüste in ihrer gehörigen Lage bilden, gewölbt sein, sodaß sie von der 7. Rippe an etwa noch 1½ oder 2 Zoll hoch eine bogenförmige hohle Wölbung bildet, welche den Brüsten, wenigstens der untern Hälfte derselben, Schutz gegen Druck und Verletzung und eine Unterstützung geben, daß sie nicht zu tief herabsinken. — Zum Material der Schnürbrust schicken sich dünne Fischbeinstäbchen am besten, welche mit der gehörigen Elasticität versehen sind, ohne zu starken Druck auszuüben. Noch dienlicher dazu wäre vielleicht, zumal im Winter, gewöhnlicher Hutfilz, der nach der gehörigen Form geschnitten in Leinwand eingenäht würde. Bei der Anlegung der Schnürbrust ist zu beobachten, daß der Druck überall nur mäßig sein muß, sodaß sie an allen Stellen zwar geschlossen und fest anliegt, doch den Theilen keine andre als die naturgemäße Form gibt. Der verhältnißmäßig stärkste Druck muß von dem

Digitized by Google

untersten Theile, dem eigentlichen Schnürleibe, ausgehen, und nicht stärker sein, als erfoderlich ist, um die Eingeweide in ihrer natürlichen Lage zu erhalten, oder, wenn sie (bei Fettbäuchen, Hängebäuchen) von derselben etwas herunterwärts abgewichen wären, in dieselbe zurückzuheben. Bei jüngern Personen, deren Gestalt durch die Jahre oder durch andre Veränderungen noch nicht gelitten hat, bedarf der Unterleib nur eines mäßigen Drucks durch das Zusammenschüren, sodaß der Schnürleib der natürlichen Form des Unterleibes nur fest anliegt, dem Gegendrucke nicht nachgibt und nur ein Stützpunkt für den Unterleib wird. Von hier aus nach oben muß das Anziehen in der Stärke gradweise abnehmen, sodaß es um die kurzen Rippen herum schwächer wird, und die darunter liegenden Theile nicht gedrückt werden. — Die meisten Schnürbrüste sind unten zu eng und pressen den Unterleib zu sehr ein. Hierdurch müssen allemal die Eingeweide derselben sehr viel Druck ausstehen, wodurch das Athmen ängstlich und erschwert wird, Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, besonders Bluthusten und andre Übel entstehen. Auch muß die schädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Erwägung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung gestört werden, daher so häufig Krämpfe, Hysterie, selbst Melancholie ihren Ursprung bloß von dem Mißbrauche der Schnürbrüste haben. Ein andrer Fehler ist der, wenn die Schnürbrust zu weit heraufgeht und dabei eng und platt ist, sodaß sie die Brüste mit Gewalt heraufdrängt und an ihrem untern Theile drückt. Dieser Fehler ist jetzt, da man die ehemalige Form der Schnürbrüste etwas abgeändert hat, noch häufiger als der vorige. Nach der ältern Mode sollte es für Schönheit gelten, wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum so eng zusammengeschnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorstanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taschen (poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, sodaß damals die so angeputzten Damen mit Recht einem Insekt verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig ist, nach oben und unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Brust mehr verschont, weil die Schnürbrust nach oben geräumiger war und die Brüste weniger drückte. Die neuere Art aber preßt diese nicht nur mehr in die Höhe, sondern drückt sie auch, der natürlichen Schönheit ganz zuwider, von unten beinahe platt, welches zu den traurigsten Folgen Anlaß gibt. Die Natur hat die Brüste nicht unter das Kinn versetzt, wo hinauf man jetzt zuweilen sie gepreßt erblickt, sondern ihr Platz ist von der 3. bis zur 6. oder 7. Rippe. Jede Verletzung derselben kann die traurigsten Folgen haben; und selbst ein gelinder, aber oft wiederholter und anhaltender Druck auf diese Theile kann höchst nachtheilig werden. Auch sind diejenigen Schnürleiber schädlich, die mit einem sogen. Blankscheit versehen sind, welches nach oben zwischen dem Busen auf die Brustknochen drückt und das Schnürleibchen so gegen die Brüste andrängt, daß diese von unten platt und hinaufwärts recht voll gepreßt werden. Nach unten aber drückt dieses Blankscheit so auf den Unterleib, daß auch hier das Schnürleibchen fester und stärker denselben zurückdrängt. Diese Anwendung des Blankscheits, zumal wenn es zu lang und von Holz oder gar von Metall ist, hat in jeder Rücksicht Manches wider sich. Es ist der wahren Schönheit und Grazie nicht günstig, wenn ein Frauenzimmer so gerade, steif, gezwungen und gestreckt einhergeht, als wenn der ganze Körper aus Holz geschnitzt wäre, oder wenn die Brust von unten herauf platt gedrückt ist, oben der Stab herausguckt, oder auf dem Leibe die untere Spitze des Blankscheits sich von dem Drucke nach oben biegt und wie ein Schnabel die Oberkleider in die Höhe hält. Ist aber auch das Blankscheit nicht zu lang, so kann sich doch ein Frauenzimmer, beim Bücken durch den Druck von demselben, wenn es zu stark und zu hart ist, oder wenn es sich von der Mitte nach der Seite hin verschiebt, auf die Brust oder auch auf den Unterleib den größten Schaden zufügen. Wenn sie denn aber nöthig sind, so muß

Digitized by Google

dazu ein dünnes elastisches, kurzes und breites Stäbchen von Fischbein genommen werden, welches oben und unten abgerundet und in das Leibchen festgenäht ist, sodaß es auf den Körper keinen unmittelbaren starken Druck ausüben kann. H.

Schnurrer (Christian Friedrich v.), Orientalist, vormaliger Prof. und Kanzler der Universität Tübingen ꝛc., geb. d. 28. Oct. 1742 zu Kanstadt im Würtembergischen. Er war nach einander Prof. der Philosophie, der griech. und morgenländ. Sprachen und Ephorus der theolog. Facultät zu Tübingen gewesen; dann empfing er 1805 die theologische Doctorwürde und 1808 den würtemberg. Civilverdienstorden. Großen Antheil nahm er seit 1793 an den „Tübinger literarischen Nachrichten". Bei den polit. Streitigkeiten im Würtembergischen befand sich Schn. anfangs auf der königl. Seite; später zeigte er sich der Gegenpartei geneigt. Zuletzt lebte er von allen Geschäften zurückgezogen in Stuttgart, und hatte sogar s. schöne Bibliothek an einen Engländer, seinen ehemaligen Schüler, verkauft, der mehre von Schn. unvollendet gelassene Arbeiten fortzusetzen willens ist. Außer seinen philologischen Abhandlungen über die Psalmen, über verschiedene Propheten ꝛc. nennen wir s. „Bibliotheca arabica" (neueste Aufl., Halle 1811), die einen rühmlichen Beweis von des Verf. Genauigkeit und Gelehrsamkeit gibt. Seltene Kraft drückte sich in seinem Charakter aus; Ernst und Würde umgab sein Äußeres, das zugleich einnahm und Ehrfurcht gebot. Er starb 1822. Mehr über ihn in Memminger's „Würtemb. Jahrb." (1824).

Schock, 1) eine Anzahl von 60 Stücken; 2) war es, als noch keine Gülden und Thaler bekannt waren, in einem Theile Deutschlands eine Rechnungsmünze von 60 Groschen. In Sachsen hatte man 2 Arten Groschen, nämlich Wilhelminer oder alte silberne, wovon 160 eine feine Mark Silber enthielten, und Löwengroschen, von denen 60 Stück ein Schock und so viel wie 20 alte silberne Groschen ausmachten. Daraus entstand der Unterschied zwischen alten und neuen Schocken, der in Sachsen noch jetzt in gewissen Fällen, z. B. bei Geldstrafen ꝛc., stattfindet, wo dann ein altes Schock zu 20 Groschen, ein neues aber zu 2 Thlr. 12 Gr. gerechnet wird. 3) Heißen gewisse Landsteuern in Sachsen Schocke. (Vgl. Quatember.)

Schoen (Martin), einer der ältesten und vorzüglichsten deutschen Maler, auch Goldschmied und Kupferstecher, wurde zu Kolmbach geb. und starb 1486 zu Kolmar. Er lernte bei Franz Stoß (nach Andern bei Rust). Die Italiener nannten ihn Buonmartino, auch Martino d'Anversa, vielleicht weil er sich in den Niederlanden aufhielt, wie Hr. v. Quandt glaubt. Er ist einer der trefflichsten Stecher und hat vorzüglich nach Bildern der niederländischen Schule gearbeitet. Er stiftete eine dauernde Freundschaft mit P. Perugino. Michel Angelo soll in seiner Jugend den Traum des heil. Antonius, den Martin Sch. in Holz geschnitten hatte, copirt haben. Man hat ihn aber mit dem Maler Hypsch Martin Schöngauer, geb. zu Kolmar und 1699 gest., häufig verwechselt. Man kennt von M. Sch. 121 größtentheils biblische Gemälde. Noch gegenwärtig gestehen ihm Kenner ein seltenes Genie, Reichthum an Ideen und das Verdienst zu, seinen Figuren eine natürliche Bewegung gegeben und sich fast über alle Künstler seiner Zeit emporgeschwungen zu haben. Der Florentiner Gherardo, W. Hollar u. A. haben nach M. Sch.'s Gemälden geätzt.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat heißt in einigen Ländern die über eine gelehrte Schule Aufsicht führende Behörde. Scholarchen sind die Glieder dieser Behörde oder die Aufseher über Lyceen und Gymnasien. Gewöhnlich wird diese Würde von den obersten Magistratspersonen und den ersten Geistlichen bekleidet. (Vgl. Schulen.) E.

Scholastiker hießen bei den Römern die Lehrer der Beredtsamkeit. Im

Digitized by Google

Mittelalter entstand eine eigne Gattung von Philosophen u. d. N. Scholastiker und eine eigne scholastische Philosophie oder Schulweisheit, deren Wesen in der Anwendung einer aus der alten Zeit stammenden Dialektik auf die Theologie und der innigen Verbindung beider bestand. Da diese Anwendung mehre Verschiedenheiten darbietet, welche periodisch zum Vorschein kamen, so stimmen die Geschichtschreiber über den Anfang der scholastischen Philosophie nicht überein. Diejenigen, welche den theologischen Gehalt derselben vorzüglich berücksichtigen, machen den Augustinus zum Urheber derselben, Andre finden ihren Anfang in den monophysitischen Streitigkeiten im 5. und 6. Jahrh. Gewöhnlich nennt man als ersten Scholastiker Joh. Scotus Erigena (s. d.) im 9. Jahrh., ohne diesen zum eigentlichen Urheber der Scholastik zu machen. Er war Philosoph s. Jahrhunderts, der neuplatonischen Weise sich anschließend. Die scholastische Philosophie erhielt ihren Namen dadurch, daß sie aus den von und seit Karl d. Gr. gestifteten Schulen zur Bildung der Geistlichen hervorging. (S. Schulen.) Die hier vorgetragene Philosophie bestand in einer aus den latein. Erklärern des Aristoteles, besonders dem Pseudo-Augustinus und Boëthius, sowie aus des Porphyrius Einleitung zu den Aristotelischen Schriften gezogenen Zusammenstellung logischer Regeln und ontologischer Begriffe, die u. d. N. Dialektik die theoretische Philosophie überhaupt ausmachten und mit der spätern alexandrinischen Vorstellungsart von Gott, s. Eigenschaften und Verhältnissen zur Welt verbunden oder darauf angewendet wurden. Ihre ursprüngliche Tendenz war keine andre, als das dogmatische Religionssystem der Kirche zu befestigen und zu vertheidigen. — Buhle setzt 3 Perioden fest: Die erste bis auf Roscellinus (1089), oder bis auf den Streit der Realisten und Nominalisten (s. d.); die zweite bis auf Albertus Magnus (st. 1280), wo di. metaphysischen Werke des Aristoteles allgemeiner bekannt und erläutert wurden; die dritte bis auf die Wiederherstellung der alten Literatur in der Mitte d. 15. Jahrh. und die dadurch bewirkte Verbesserung der Philosophie. — Nach Tiedemann, der den Scholasticismus als diejenige Behandlungsart der Gegenstände a priori erklärt, wo, nach Aufstellung der meisten für und wider aufzutreibenden Gründe in syllogistischer Form, die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern und dem herrschenden kirchlichen Systeme genommen wird, fängt die Geschichte desselben mit dem Franciscaner Alexander von Hales (st. 1245), einem Kloster in Gloucestershire, an, welcher von den Aristotelischen Schriften zuerst einen bedeutenden Gebrauch machte. Der genannte Alexander Halesius war der erste ausführliche Commentator der Sentenzen Peters des Lombarden und erwarb sich als Lehrer zu Paris den Beinamen Doctor irrefragabilis. Auch erläuterte er die Psychologie des Aristoteles. Ohne eignes Denken entscheidet und urtheilt er allenthalben nach andern Kirchenschriftstellern und Philosophen. Das zweite Zeitalter der Scholastiker beginnt Tiedemann mit Albertus Magnus (s. d.), welcher sowol die physikalischen als philosophischen Schriften des Aristoteles, mehre bibl. Bücher ꝛc. erläuterte. Noch größern Ruhm erwarb sein Schüler, Thomas von Aquino (s. d.), der Vater der Moral und strenger Anhänger des Aristoteles, über den er 52 Commentare hinterließ. Diesem stellte sich der Franciscaner Joh. Duns (s. d.) Scotus, der mit dem zuvor genannten Joh. Scot. Erigena nicht zu verwechseln ist, entgegen, einer der dunkelsten, spitzfindigsten Dialektiker, der durch sein scholastisches oder barbarisches Latein bekannt ist. Da er als Gegner des Thomas auftrat, bildeten sich die Thomisten und Scotisten (s. d.), deren Zwistigkeiten besonders lebhaft wurden, als Scotus sich gegen die durch Thomas vertheidigte strenge Augustinische Lehre von der Gnade erklärte, und welche Jahrhunderte lang sich in der Kirche erhielten. Außerdem waren scharfsinnige Scholastiker dieses Zeitraums der Franciscaner Bonaventura, Schüler des Alexander Halesius, eigentlich ein Mystiker (s. Bonaventura), der General des Dominicanerordens Hervey,

Digitized by Google

der Franciscaner Franz Mairon, Schüler des Duns Scotus und Stifter der sorbonnischen Disputation zu Paris, bei welcher der Respondent von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ganz allein die Streitsätze vertheidigen mußte, und nur eine kleine Mahlzeit auf dem Katheder zu sich nehmen durfte. Das dritte Zeitalter des Scholasticismus fangen einige mit Wilhelm de St.-Pourcain oder Durandus de Sancto Porciano (gest. zu Meaux 1332) an; besser beginnt man mit ihm das dritte Zeitalter der scholastischen Theologie. Wegen seiner Fertigkeit in Auflösung spitzfindiger Fragen bekam er den Beinamen Doctor resolutissimus. Er machte einen Unterschied zwischen theologischer Wahrheit (die auf der Autorität der Kirche beruhe) und philosophischer (die unabhängig vom Kirchenglauben durch eignes Nachdenken gründet werde) und gab zu, daß manches theologisch wahr und doch philosophisch falsch sei. Andre fangen den dritten Zeitraum der Scholastiker mit Wilhelm Ocham oder Occam (gest. 1347) an, einem Franciscaner, der die fast vergessenen Streitigkeiten der Nominalisten wieder belebte und sich als unerschrockener Vertheidiger der christlichen Freiheit gegen die Anmaßungen der Päpste merkwürdig machte. Einer der letzten dieses Zeitraums war Gabriel Biel (gest. 1495), ein bescheidener Nominalist und thätig bei der Begründung der Universität Tübingen (1477). — Tennemann nimmt 4 Perioden der scholastischen Philosophie an. Die I., bis zum 12. Jahrh., charakterisirt er durch blinden Realismus, einzelne philosoph. Versuche in der systematischen Theologie. In diese Periode gehört vornehmlich Joh. Scotus Erigena, Berengar von Tours, sein Gegner Lafranc, Damianus, Hildebert von Lavardin und der große Anselm von Canterbury. II. Entzweiung des Nominalismus und Realismus. Sie geht von Roscellin bis zu Albert dem Großen im Anfange des 13. Jahrh. Wir nennen aus derselben Roscellin, Abälard, Wilh. von Champeaux, Hugo de St.-Victore, Richard de St.-Victor, Gilbert Porretanus, Pet. Lombardus, Pet. von Poitiers, Alanus und v. Ryssel, Joh. v. Salisbury. III. Ausschließliche Herrschaft des Realismus. Völlige Verbindung des kirchlichen Systems und der Aristotelischen Philosophie von Albert dem Großen bis Occam im 14. Jahrh. Hierher gehört Alex. von Hales, Vincent von Beauvais, Bonaventura, Thomas von Aquino, Petrus Hispanus, Heinr. Goethals, Rich. Middleton, Duns Scotus, Franz Mairon, St.-Pourcain. IV. Erneuerter Kampf des Nominalismus mit dem Realismus, mit Übergewichte des erstern, und allmälige Trennung der Theologie und Philosophie. Hierher gehört Wilh. v. Occam, Marsilius von Inghen, Robert Holcot, Gabriel Biel, Joh. Buridan ꝛc. (S. Tennemann's „Grundriß der Geschichte der Philosophie", 4. Aufl, oder 2. Bearbeit. von Wendt.) — Wegen der Spitzfindigkeit, die in der scholastischen Philosophie herrschte, hat der Ausdruck scholastisch die Bedeutung des spitzfindigen erhalten. Seit der Reformation und der Erneuerung der alten Literatur verschwand nach und nach der Scholasticismus. Nur einzeln standen noch bedeutende Scholastiker auf, wie der span. Jesuit Suarez (gest. 1617). Mit Baco von Verulam und Descartes beginnt das freiere, von Autorität unabhängige Philosophiren.

Scholien sind kürzere oder längere Erklärungen zu einem griech. oder lat. Schriftsteller, welche vornehmlich die alten Grammatiker, die den praktischen Theil der Sprachwissenschaft lehrten, beizuschreiben pflegten. Die Verf. solcher Scholien heißen Scholiasten. Wir besitzen noch eine Menge alter Scholien zu griech. Dichtern und Schriftstellern, weniger zu lateinischen. Die Namen der Verf. sind meist unbekannt. Man kennt jedoch den Scholiasten Didymus, den Joh. Tzetzes und Eustathius, den berühmten Scholiasten des Homer (beide Letztere gehören ins 12. Jahrh.).

Schöll (Maximilian Samson Friedrich), ausgezeichnet als Sachwalter, Schriftsteller, Buchhändler und Diplomat, geb. 1766 in einem nassau-saarbrück-

Digitized by Google

schen Dorfe, verlor s. Vater (Justizamtmann), als er erst 7 Jahr alt war, und da sich s. Mutter nach Buchsweiler wendete, so erhielt er seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst, bis er, 15 J. alt, die Universität Strasburg beziehen konnte und sich unter Koch besonders in Geschichte, Politik und Staatsrecht ausbildete. Bekannt geworden im Hause der Generalin v. Krook aus Liefland und Erzieher ihres Sohnes, kam er hier in einen Kreis der gebildetsten Männer von allen Nationen und begleitete sie mit ihrer Familie auf einer Reise durch Frankreich nach Italien, die durch Hirt's Gesellschaft für ihn doppelt lehrreich wurde. In Paris war er 1789 Zeuge der ersten Revolutionsauftritte, und obschon er, als er seinen bisherigen Reisegefährten nach Petersburg gefolgt war, hier sehr glänzende Einladungen erhielt, so führte ihn der Enthusiasmus für die erwachte Freiheit doch schon 1790 wieder nach Strasburg zurück, wo er sich, der juristischen Laufbahn widmend, bald bedeutend auszeichnete, aber auch bald von seinen schönen Träumen zurückkam. Das Schreckenssystem drohte auch seine Existenz zu gefährden. Zu rechter Zeit gewarnt, verließ er Strasburg, um in der Nähe von Kolmar zu leben. Auch hier in der größten Gefahr, floh er nach dem Wasgau und von da nach dem eidgenössischen, aber streng blokirten Mühlhausen, von wo er aus Furcht, ausgeliefert zu werden, als Fleischer verkleidet in die Schweiz ging. In Basel legte er sich auf die kaufmännischen Wissenschaften, und eine Einladung rief ihn 1794 erst nach Weimar und dann nach Berlin, wo ihm der berühmte Buchdrucker Decker den Vorschlag machte, eine eben errichtete Druckerei in Posen zu übernehmen. Robespierre's Sturz 1795 erlaubte ihm die sichere Heimkehr ins Vaterland, und so kam Decker mit ihm überein, daß er statt des Geschäfts in Posen einer ihm in Basel gehörigen Buchhandlung und Druckerei vorstehen möchte. Unter der Firma: Jakob Decker, ward sie, von ihm geleitet, mehre Jahre lang der Sammelplatz Aller, die in dem neutralen Basel die Erzeugnisse der franz. und deutschen Literatur kennen lernen wollten. Die Herausgabe von Delille's „L'homme des champs", von der in einem Monate 40,000 Ex. zu 1 bis 96 Fr. in allen Formaten abgesetzt wurden, gehört gewiß zu den seltensten Unternehmungen des Buchhandels. Nach dem Luneviller Frieden verkaufte Decker seinen Antheil an der Handlung, und Sch. verlegte sie nach Paris, bis er sie 1806 mit der der Gebrüder Levrault vereinigte, wo die noch nicht vollendete Humboldt'sche Reise — ein Exempl. kostet gegen 2000 Thlr.! — wiederum zu den größten Unternehmungen gehört, die von Privatleuten ausgeführt wurden. Von 1807 an richtete Sch. seine Aufmerksamkeit darauf, die franz. Gelehrten mit den verschiedenen Ausgaben der alten Classiker bekanntzumachen und das Studium dieser zu verbreiten, allein diese mancherlei gewagten Unternehmungen und die Stockungen 1812 in allen Geschäften wirkten auch auf ihn so nachtheilig, daß er nur durch die Unterstützung eines großmüthigen Freundes dem Fallissement entging. Beim Einzuge der Verbündeten in Paris ward er im Cabinet des Königs von Preußen, auf Antrag von Alex. v. Humboldt, angestellt, und nach der Abreise des Königs blieb er bei der preuß. Gesandtschaft. Napoleons Unternehmung 1815 bestimmte ihn, Frankreich zu verlassen. Der Fürst Staatskanzler rief ihn nach Wien, von wo er nach Berlin ging und sich wieder dem Cabinet anzuschließen den Befehl erhielt. So kam er bald noch einmal nach Paris zurück und leistete als Legationsrath beim Liquidationsgeschäfte wichtige Dienste. Nach manchen diplomatischen Sendungen 1819 ward er in Berlin als Geh. Oberregierungsrath u. vortragender Rath beim Fürsten Staatskanzler angestellt und erhielt späterhin noch die Mitgliedschaft des Obercensurcollegiums. In dieser Sphäre lebt er gegenwärtig, seine Muße gelehrten Arbeiten widmend. Von mehren trefflichen Werken, die er verfaßt und herausgegeben hat, nennen wir s. „Histoire de la littérature romaine" (1815, 4 Bde.); „Histoire de la littérature grecque" (2. Aufl., Paris 1824, 4 Bde.); „Congrès de Vienne" (1815, 6. Umarbei-

Digitized by Google

tung); „Annuaire généalogique"; s. „Recueil de pièces officielles destinés à détromper les Français (1814—15, 9 Bde.); „Tableau des peuples qui habitent l'Europe" (neueste Aufl., 1823). Schätzbar ist s. Fortsetzung von Koch's „Histoire des traités de paix" (15 Bde.). Diesem Werke schließen sich die „Archives polit." (1818—19, 3 Bde.) an. Die Geschäfte seiner Buchhandlung hat er nach s. Eintritt in preuß. Dienste an einen Hrn. Mare völlig abgetreten. Vergl. „Zeitgenossen", N. R., II.

Schomberg (Friedrich Hermann v.) stammte aus einer berühmten Familie und diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich von Oranien, sowie dann unter seinem Sohne Wilhelm. Sein Name war bekannt geworden. Er folgte daher 1650 einer Einladung, in franz. Dienste zu treten, wo er als Gouverneur in Gravelines und der Umgegend angestellt wurde. 1661 ging er im Auftrage Ludwigs XIV. nach Portugal und befehligte im dortigen Heere so glücklich, daß Spanien 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses von Braganza genöthigt wurde. Für ebenso ausgezeichnete Dienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, obschon er Protestant war, 1675 den Marschallsstab nach der Einnahme von Bellegarde. Beim Feldzuge in den Niederlanden entsetzte er 1676 Mastricht. Als aber 1685 das berüchtigte Edict von Nantes erging, verließ er Frankreich und ging zum Kurfürsten von Brandenburg, der ihn zum Gouverneur in Preußen ernannte und als Generalissimus seines Heeres und als Staatsminister anstellte. Nachdem er auch hier quittirte, trat er erst in portug. und zuletzt in holländ. Dienste, wo er den Prinzen Wilhelm von Oranien auf s. Expedition nach England begleitete. Er folgte ihm 1689 nach Irland, wo Jakob eine Landung versucht hatte, und ging, um diesen, der gegenüber stand, anzugreifen, an der Spitze seiner Reiterei über die Böyne (den 11. Jul. 1690). Hier schlug er die feindliche viel stärkere Reiterei, während Wilhelm das Fußvolk seines Schwiegervaters warf. Indessen mußte Sch. den Sieg mit dem Leben bezahlen. Seine Familie blieb in England.

Schön, Schönheit. Die Menschen sind so verschiedener Meinung in Beilegung derjenigen Eigenschaft, die sie durch das Wort schön bezeichnen, daß Einige dieselbe gewissen Dingen beilegen, welchen Andre sie absprechen oder gar entgegengesetzten Eigenschaften beilegen. Dessenungeachtet würde man sich sehr irren, wenn man (wie Einige gethan, welche eine Wissenschaft des Schönen für unmöglich halten) daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Schöne keine feste und allgemeine Bestimmung zulasse, sondern etwas nach Willkür und Gewohnheit (z. B. durch nationelle Ansichten) Bestimmtes sei. Denn wie die Anwendung, welche die Menschen von einem Gesetze machen, verschieden sein kann, ohne daß das Gesetz sich ändert, wie ferner ein inneres Gesetz und ursprüngliches Bedürfniß des Menschen auf verschiedene Weise vorgestellt und ausgesprochen werden kann, so kann auch der Gedanke des Schönen und das Bedürfniß, welches der über die Stufe der Thierheit sich erhebende Mensch in dem Bestreben, sich mit schönen Gegenständen zu umgeben und sie dem Häßlichen vorzuziehen, bald verräth, nach der verschiedenen Stufe der Bildung sich mehr oder minder vollkommen aussprechen, und Einer von dem Andern sich in der Auswahl und Beurtheilung der schönen Gegenstände weit entfernen, mithin auch die Schönheit selbst sich durch ganz andre Begriffe oder Bilder denken; sodaß der Eine als häßlich verwirft, was der Andre schön findet, ohne daß das Ziel sich ändert, zu welchem Alle unbewußt in dem Suchen des Schönen hinstreben. — Auf ähnliche Weise wird die Idee des Sittlichen, wie wir es an den verschiedenen Moralprincipien sehen, verschieden ausgesprochen; auch sind die Menschen in der Beurtheilung der einzelnen Handlungen keineswegs einstimmig, ohne daß sie als sittliche Menschen es wagten, das Wesen des Sittlichen für wandelbar zu halten. — So verschieden und irrig nun auch der Gebrauch jener Ausdrücke sein mag, so kommen doch Alle darin überein, daß sie

Digitized by Google

unter dem Schönen etwas Vorzügliches und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verstehen, wenn auch Das, was sie für vollkommen halten, nicht immer wahrhaft vollkommen ist. Die Schönheit ist sonach eine Idee, denn die Ideen sind Gedanken des Vollkommenen, Urbilder, denen das Wirkliche nur als Abbild gleicht. Nun aber deuten wir selbst durch den Ausdruck schön, welcher von scheinen herstammt, auf eine Vollkommenheit des Scheins oder der Erscheinung; die Schönheit ist also die Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, und schön ist sonach, was einen vollkommenen Schein von sich gibt. Das Schöne zeigt sich aber nicht nur an allen sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, sondern auch an denjenigen Veränderungen unsers Innern, die wir durch den innern Sinn erfahren, insofern sie durch die Einbildungskraft gestaltet, sich auf sinnliche Vorstellungen beziehen, denn in allen diesen Fällen reden wir von Erscheinungen. Daß wir aber bei dem Ausdrucke schön zunächst an das Sichtbare denken, ist nicht zu verwundern, da der Schein im engern Sinne von beleuchteten oder Licht ausstrahlenden Gegenständen ausgeht, die sichtbaren Erscheinungen aber die bestimmtesten sind, an welchen wir deßhalb die Vollkommenheit sinnlicher Gegenstände am leichtesten und frühesten aufzufassen und festzuhalten gewohnt werden. Aus diesem Grunde hat man auch das Schöne früher in den Werken der bildenden Kunst erkannt. — Die Vollkommenheit der Erscheinung ist aber darum nicht bloß eine sinnliche Vollkommenheit. Letztere nämlich würde entweder auf der bloßen Angemessenheit der sinnlichen Gegenstände an unsere Empfindungs- und Wahrnehmungsorgane beruhen und insofern ganz subjectiv sein, oder zugleich auf objectiven Eigenschaften der Dinge, die wir mittelst der Empfindungen vorzustellen angeregt werden. Wäre das Erstere der Fall, dann würden nebst den Ursachen der äußern Lebensempfindung die Gegenstände derjenigen Organempfindungen, welche wir vorzugsweise subjectiv nennen (d. i. des Geruchs und des Geschmacks), um dieser Einwirkung willen schön sein, da sie doch nur einen materiellen Reiz in unsern Organen hervorbringen; und so fiele das Schöne überhaupt mit dem Angenehmen zusammen. Auch würde daraus folgen, daß der sinnlichste Mensch die Schönheit am meisten zu fassen fähig sei, und daß das Schöne die sinnlichen Begierden am meisten reize; allein Jenes widerlegt der Zustand ungebildeter Völker, Dieses gilt nur von einigen Arten Dessen, was schön genannt wird. Auch nennt die Sprache Kunst- und Schönheitssinne nur diejenigen, durch deren Empfindungen wir objective Eigenschaften, und zwar zunächst individuelle Formen der Dinge anzuschauen fähig sind. Wo wir aber diese anschauen, da ist zwar der sinnliche Reiz nicht gänzlich ausgeschlossen, es verbindet sich indeß mit ihm die höhere Bedeutung des Geistigen. Vollkommenheit der Erscheinung finden wir also da, wo wir ein durch die Sinne oder die Einbildungskraft anschaubares und überschauliches Ganzes wahrnehmen oder hervorbringen, dessen Mannigfaltiges nicht nur zur Hervorbringung eines wohlthätigen und erfreulichen Gesammteindrucks zusammenstimmend wirkt (formale Vollkommenheit des Gegenstandes), sondern auch zu einer das Ganze belebenden und bildenden Idee innigst übereinstimmt (ideale Vollkommenheit). Die Schönheit oder die Vollkommenheit der Erscheinung besteht also darin, daß die sinnlich vollendete Form Form oder Ausdruck des Idealen wird und sich dadurch auf die höchsten Gegenstände der Menschheit bezieht. Sonach ist weder das Sinnliche an sich schön, sondern nur durch eine in demselben sich ausprägende Idee, noch das rein Geistige, und wir reden uneigentlich von einer schönen Seele, wenn sie sich nicht in entsprechenden anschaubaren Handlungen äußert, wie wir anderntheils nur dann mit Recht von schönen Formen reden, wenn wir dieselben auf ein ideales Muster beziehen können, das in ihnen gleichsam ausgeprägt wird. Alles Schöne, d. i. alles Dasjenige, was sich dieser Idee nähert, ist etwas Sinnliches und Geistiges zugleich, aber Beides in harmonischer Verbindung sinnlich angeschaut. Hier-

Digitized by Google

mit haben wir nun den allgemeinen Begriff vom Schönen mitgetheilt, nach welchem die Schönheit der erhabenen Idee des Guten und Wahren zur Seite steht. — Gleichwie nun die Idee der Menschheit beide Geschlechter, das männliche und das weibliche, begreift, in welchen das rein Menschliche unter verschiedenem Charakter erscheint, so wird auch die Anmuth und Erhabenheit von der Idee der Schönheit umfaßt, sodaß wir jene die weibliche, diese die männliche Schönheit nennen würden, weil beide auf ähnlichem Gegensatz beruhen. Hiermit ist auch zugleich der Grund des gemeinen und beschränkten Sprachgebrauchs angedeutet, welchen die meisten Ästhetiker oft bewußtlos befolgt haben, wenn sie das Schöne dem Erhabenen entgegengesetzt und unter jenem das Anmuthige, Reizende, die Grazie (denn so wird dasselbe nur unter verschiedenen Beziehungen genannt) verstanden haben; auch zeigt sich klar, wie einseitig es ist, nur das Weibliche schön zu nennen. Es kann nämlich, unbeschadet jenes harmonischen Verhältnisses, ohne welches kein Ding schön genannt werden darf, die Idee, welche den Gegenstand belebt, 1) entweder die Form ganz erfüllen und gleichsam aus ihr hervorzugehen scheinen, welches der Fall ist, wenn die Idee selbst sich auf den Kreis des Sinnenlebens unmittelbar bezieht. Hier, wo die Form uns ganz anzieht und ihren Sinn vollkommen erklärt, wo die Vollkommenheit der Form mit einem leichten Übergewicht hervorzutreten scheint, reden wir von Anmuth und Grazie (s. d.), und sie ist mehr die Gabe der Natur, der höchste Reiz, welchen diese ihren Bildungen geben kann, ja sie erscheint auch überall natürlich und ungezwungen. Sanftes Ineinanderfließen der Formen, eine den Sinn ergötzende und an ihre Beschauung fesselnde Bewegung sind die Zeichen der Anmuth, ein heiteres, ruhiges Spiel der Seelenkräfte ihre Wirkung. Oder 2) die Form eines Gegenstandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies ist das Erhabene; und das Erhabene liegt in uns, insofern es Etwas ist, das den unendlichen Geist durch sichtbare oder hörbare Einwirkung in seinem innersten Wesen erschüttert, indem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier scheint der Gegenstand mehr durch sein inneres Wesen auf uns zu wirken als durch seine Form, ja er scheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felsenmassen, die gen Himmel ragen), und doch wirkt er durch seine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller Formen an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, aber seine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieser Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußerer Gegenstand entweder extensiv (dieses das mathematisch Erhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intensiv (dieses das dynamisch Erhabene, welches auf Wirksamkeit der Kraft beruht); das Geistige aber wirkt durch die Kraft der Vorstellung oder durch Hoheit des sittlichen Willens das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede sein, das unter dem Charakter der oben aufgestellten Idee der Schönheit erscheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich schön (mithin geistig-sinnlich) ist. Es wird durch das Zusammenwirken großer Kräfte erzeugt und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen und über das Gewöhnliche emportragen. — In der Wirklichkeit nun neigen sich die Gegenstände (der Natur und Kunst) größtentheils zu einer dieser beiden Erscheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen) in verschiedenen Graden hin. In der Kunst, deren Princip die Schönheit ist, soll die Anmuth durch Kraft gestärkt, das Erhabene durch Anmuth gesänftigt sein, und so suchen beide, das männliche und das weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geschlechter der Menschen zur gegenseitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menschheit liebend hinstreben, sich in den höchsten Werken der Kunst in einer Schönheit zu vereinigen. Das Schöne ist ferner Naturschönes und Kunstschönes, und stellt sich dort bewußtlos, hier durch den weltumfassenden Geist des Künstlers dar. Von dieser Eintheilung ist zu unterscheiden eine

Digitized by Google

andre häufig vorkommende: die Natur- und Idealschönheit, welche selbst das Gebiet des Kunstschönen bestimmen soll, und durch jene das in die Kunst übergetragene Naturschöne, durch diese das in dem Kunstgebiete ideenmäßig und ursprünglich erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künstliche (intellectuelle und artistische) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunst verrathen oder voraussetzen. (Vergl. Naturdichter u. Poesie.) In der Kunst kann endlich das Schöne sich ebensowol unter dem Charakter des Ernsten als des Scherzenden darstellen. Das Komische also wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzusehen sein, wenngleich es seinem Begriffe zu widerstreiten scheint. Jede Kunst beruht aber auf einer eignen Darstellungsform der Schönheit. (Vgl. Kunst, Poesie, Malerei u. a.) — Der Verf. dieses Art., welcher hier größtentheils seiner eignen Ansicht gefolgt ist, verweist in Hinsicht der Literatur dieses Gegenstandes auf Ersch's „Literatur der schönen Künste", Nr. 5—31 (systemat. Schriften über Ästhetik), insbesondere auf Nr. 55—67. Kenner werden beurtheilen, wie sich die hier gegebene Ansicht zu den Kant'schen Bestimmungen: „1) Schönheit ist, was ohne alles Interesse gefällt; 2) Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird; 3) schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt; 4) schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird", oder zu der daraus geflossenen Erklärung: „Schön ist, was durch seine Form gefällt, oder: was durch seine Form Einbildungskraft und Verstand in eine freie harmonische und spielende Thätigkeit versetzt, welche mit Wohlgefallen (einem hohen Gefühle der Lust) verbunden ist", verhalte. Doch ist zu erinnern, daß das Schöne auch bei Kant dem Erhabenen entgegengesetzt wird. Übrigens vgl. Ästhetik, Baumgarten, Batteux. T.

Schön (v.), ein um die Verwaltung Preußens höchst verdienter Staatsmann, k. preuß. Wirkl. Geh.-Rath und Oberpräsident der beiden Prov. Ost- und Westpreußen. Vor der 1824 erfolgten Versetzung des Landeshofmeisters v. Auerswald in den Ruhestand war er Oberpräsident der Provinz Westpreußen zu Danzig, früher Geh. Staatsrath und Präsident der lithauischen Regierung. Der verst. Scheffner schildert ihn als einen Mann von eigner Kraft und Gewandtheit, der, in jeder zu s. Fach erfoderlichen Wissenschaft vollkommen unterrichtet, ganz seinem Berufe lebt. Hr. v. Sch. hat stets für das Beste der unter s. Leitung stehenden Provinzen mit Einsicht, Kraft und Thätigkeit gesorgt. So that er 1812 alles Mögliche, um die Ausführung der Vermögens- und Einkommensteuer im Königreiche Preußen zu hintertreiben, weil er glaubte, daß dieses von dem Kriege und bei dem Durchmarsche der franz. Heere nach Rußland ganz erschöpfte Land nicht vermögend sei, jene Steuer aufzubringen. Er verfolgte s. Widerspruch mit solcher Beharrlichkeit und solchem Eifer, daß er darüber in fiscalischen Anspruch genommen wurde. Die bald darauf eintretende Katastrophe von 1813 hat diese Sache in Vergessenheit gebracht, nicht aber das Verdienst des Mannes. Der Staatskanzler Hardenberg würdigte ihn s. Vertrauens. Auch war er in der letzten Zeit bei den Berathungen über das Provinzial-Ständewesen, unter dem Vorsitze des Kronprinzen, in Berlin gegenwärtig. Die Wiederherstellung der Marienburg (s. d.) ist hauptsächlich unter s. Mitwirkung erfolgt, sowie alles Gemeinnützige an ihm den eifrigsten Beförderer findet.

Schönborn, Reichsgrafen v., Erbtruchsesse in den Ländern unter und ob der Ens, besaßen ehemals 2 Stimmen auf der fränkischen Grafenbank und wurden 1806 mediatisirt. Die Linie Schönborn-Buchheim oder der östreichisch-ungarische Zweig besitzt: a) die mittelbaren Herrschaften Schönborn (Dorf, Amt, schönes Schloß und großer Garten, im Lande unter der Ens), Weierburg, Mautern und Rossatz in Östreich (zus. 13,500 Einw.), b) die Herrschaft Munkacs und St.-

Digitized by Google

Miklos (1 Stadt, 6 Fl., 3 Schlösser und 181 D.) in Ungarn; überhaupt 300,000 Fl. Eink. Die Linie Schönborn-Wiesentheid besitzt die vormals reichsunmittelbaren Güter Wiesentheid, Zeilitzheim, Pommersfelden bei Bamberg mit der ausgezeichneten Gemäldegalerie, Weiher, Krombach und Spessart (3¼ □M., mit 9200 Einw.), die seit 1806 unter der Landeshoheit von Baiern stehen, und die mittelbaren Herrschaften Arnsfels in Steiermark, Waldenstein in Illyrien und 3 andre in Böhmen, überhaupt mit 28,000 Einw. Seit 1814 hat sie von Sch.-Buchheim die Herrschaft Heußenstamm (¼ □M., 1520 E.), unter großherz. hessischer Hoheit, eingetauscht. Die Eink. dieser Linie werden auf 250,000 Fl. geschätzt. Dem k. bairischen Standesherrn Grafen Franz Erwin von Schönborn-Wiesentheid, dessen Standesherrschaft Wiesentheid (Mtfl.) im bairischen Untermainkreise liegt (2¼ □M., 5269 Einw. und 75,000 Fl. Eink.), gehört das zu Gaibach befindliche Residenzschloß mit einer ausgewählten, besonders durch Handschriften merkwürdigen Bibliothek und einem schönen Garten, in welchem der kunstliebende Besitzer zur Verewigung der neuen Verfassung Baierns eine canelirte dorische Säule auf einem dreifachen Sockel von randersacker marmorartigem Stein, 90 Fuß hoch, errichtet hat. 1825 gründete der Graf hier ein Denkmal für Schiller, wozu Dannecker s. kolossale Büste Schiller's wiederholte.

Schönbrunn, s. Wien.

Schönburg (das Haus), oder die Fürsten, Grafen und Herren (Dynasten) zu Schönburg, ein ehemals reichsunmittelbares Geschlecht im Königreiche Sachsen, evangel.-luther. Religion, hatte auf der wetterauischen Grafenbank Sitz und Stimme auf dem Reichstage, besaß aber nie ein unmittelbares Reichsland, sondern böhmische und meißnische Lehns-Ständesherrschaften, oder Feuda majora, mit eignen Vasallen-Rittergütern, unter sächsisch-meißnischer Landeshoheit. Als Beweis, wie verworren noch immer in Deutschland Souverainetätsrechte und Feudalrechte mit alten Dynastenvorrechten in kleinen zerstückelten Gebieten sich durchkreuzen und jede Herstellung einer einfachen und reinen Verfassungs- und Verwaltungsform hindern, stehe hier die Angabe von den Besitzungen und Rechten des Hauses Schönburg. I. Jene Feuda majora nebst den dazu gehörigen Vasallengütern, die alten Stammgüter des Hauses, bilden jetzt die mit Gesammtregierungsrechten oder mit der untergeordneten Landeshoheit (nach dem mit Kursachsen abgeschlossenen und auf dem wiener Congresse d. 18. Mai 1815 bestätigten Receße von 1740) beliehenen 5 Receßherrschaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein, die auf 6,^{714} □M. 9 Städte und 80 Dörfer mit 49,000 gewerbfleißigen Einw. enthalten, in einem schönen, fruchtbaren Thale an der zwickauer Mulde, im sächs. Erzgebirge, liegen und commissionsweise an das k. sächs. Amt Zwickau gewiesen sind. Die 3 ersten waren bis 1779 alte böhmische, die beiden letzten aber alte meißnische Lehen. Durch den teschner Frieden von 1779 erhielt Kursachsen auch über die 3 ersten die Landeshoheit. Die landeshoheitlichen Rechte sind durch jenen Receß von 1740 in Ansehung dieser 5 Herrschaften dahin bestimmt, daß einzelne ausdrücklich bezeichnete Regierungsrechte als Ausnahme von der Landeshoheit, welche in der Regel dem Könige von Sachsen gehört, den Herren zu Schönburg zukommen, welche sie theils gemeinschaftlich durch die für Justiz-, Lehns-, Steuer- und Militairsachen errichtete und mit einem Gesammtconsistorium verbundene Regierung zu Glauchau, theils besonders in den jener gemeinschaftlichen Regierung untergeordneten Kanzleien und Ämtern der abgetheilten Linien ausüben. Sie gehören in Ansehung dieser Receßherrschaften zu den Standesherren und haben Sitz und Stimme in der 1. Classe (oder unter den Prälaten, Grafen und Herren) der k. sächsischen Landstände. Da jedoch Irrungen über dieses Verhältniß entstanden, so ernannte 1825 der Bundestag, auf Antrag des Königs von Sachsen, eine aus den Gesandten von Östreich, Preußen und Baiern bestehende Commission, um

Digitized by Google

über das Rechtsverhältniß der schönburg. Herrschaften zum Königreiche Sachsen im deutschen Bunde eine Vereinigung zu treffen. II. In Ansehung ihrer übrigen Besitzungen, die theils aus altschriftsässigen Herrschaften (Feuda minora: Penig, Rochsburg, Wechselburg und Remissa [4,637 □M.], sämmtlich an der zwickauer Mulde im leipziger Kreise gelegen), theils aus Rittergütern (z. B. Ziegelheim, Ölsnitz, Abtei Oberlungwitz u. a. m.) mit Patrimonialgerichten, theils endlich aus entfernt und zerstreut liegenden, ererbten Gütern bestehen, sind die Herren zu Schönburg zugleich k. sächsische, preuß., böhmische und bairische Vasallen. Als Besitzer der obengenannten Feuda minora und Rittergüter insbesondere gehören sie im Königreiche Sachsen zu der 2. Classe der Landstände oder zu der Ritterschaft. — Unter dem Lehnshofe der Gesammtregierung zu Glauchau stehen die Vasallen des Hauses Schönburg, oder die Besitzer der Rittergüter Alberoda, Kallenberg, Thurn, Schönburg, Oberwiehra, Obermosel u. a. m., über welche das Gesammthaus ebenfalls die untergeordnete Landeshoheit ausübt. Doch liegen einige andre Rittergüter, wie Kändler, Ostrau, Bonitz u. a. m., deren Oberlehnseigenthum dem Hause Schönburg gehört, unter fremder (sächsischer, preuß., gothaischer) Souverainetät. — Die Herren zu Schönburg leiten ihren Ursprung ab von Alban Schönburg, dem Kaiser Otto I. 936 in der Reichsdomaine Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernst v. Schönburg (st. 1534) besaß die genannten 5 Feuda majora und stiftete durch s. Söhne Hugo und Wolfgang die beiden Hauptlinien: Waldenburg und Penig, welche 1700 die reichsgräfl. Würde bestätigt erhielten. I. Die waldenburger, 1790 in den Reichsfürstenstand erhobene, oder die obere fürstl. Hauptlinie zu Waldenburg, welche ungefähr 8 □M. mit 29,000 Einw. und 100,000 Thlrn. Einkünfte besitzt, hat sich 1816 in 2 Äste getheilt: a) Stein-Waldenburg: Fürst Otto Victor, residirt zu Waldenburg, besitzt die mit der Erstgeburt verbundenen Herrschaften Waldenburg, Lichtenstein und Remissa nebst den Rittergütern Kallenberg, Reichenbach, Tirschheim, Ziegelheim und Ölsnitz, sämmtlich unter k. sächs. Souverainetät; b) Stein-Hartenstein: Fürst Alfred (der Bruder des Fürsten Otto Victor zu Waldenburg), der zu Hartenstein residirt, und dem seit 1813 die Herrschaften Stein und Hartenstein nebst dem Rittergute Zschocken (zusammen 13,000 E.) gehören. Ein dritter Bruder, Fürst Eduard (kathol. Relig.), ist Herr der böhm. Herrschaft Dobritschan und Tuhorschitz. Beide, nebst dem jüngsten Bruder, dem Prinzen Hermann, und ihren Schwestern, besitzen gemeinschaftlich mit ihrer Mutter, nach gewissen Antheilen, die im Baireuthschen liegenden Güter Schwarzbach und Förban, sowie die ererbten, vormals gräfl. Podewills'schen Güter Tempelhof bei Berlin, Gusow und Platkow bei Frankfurt a. d. O., und die im schlaweschen Kreise von Hinterpommern gelegenen Güter Wusterwitz, Buddiger, Valentin und Schmarsow. II. Hauptlinie des Hauses Schönburg, oder die gräfl. Hauptlinie zu Penig, welche ungefähr 8 □M. mit 26,800 Einw. und etwa 35,000 Thlrn. Eink. besitzt, theilte sich 1662 in 2 Äste: a) Penig-Remissa, und b) Penig-Penig. Der Ast Penig-Remissa theilte sich 1746 in die beiden Familien: aa) Schönburg-Rochsburg: Graf Heinrich Ernst zu Rochsburg, mit dessen Tode (19. April 1825) dieser Ast erlosch, und bb) Schönburg-Hinterglauchau: Graf Ludwig zu Glauchau. Der Ast Penig-Penig oder Wechselburg besitzt die vordere Herrschaft Glauchau und Penig, wie auch Wechselburg, welche seit 1815 dem Grafen Karl Heinrich Alban gehören. S. Pinther's „Topographie von Schönburg".

Schöne Künste, s. Kunst, III und IV.

Schöne Wissenschaften (belles lettres) nannte man sonst die Dichtkunst und Beredtsamkeit, welche beide zu den Künsten gehören, weil man die Worte Wissenschaft und Kunst, wie die Alten ἐπιστημη und τεχνη, scientia und ars, oft gleichbedeutend nahm und so das Verschiedenartige verwechselte. (Vgl. Kunst, II.) Den Unterschied der schönen Wissenschaften und Künste setzte man sonst in

die Verschiedenheit der Zeichen, deren sie sich zur Darstellung derselben Gegenstände bedienen. Die schönen Wissenschaften, sagte man, bedienen sich der willkürlichen Zeichen, worunter man die menschliche Sprache verstand; die schönen Künste dagegen bedienen sich der natürlichen, d. i. der Töne und sichtbaren Formen. Dann nannte man oft, wiewol ebenfalls unrichtig, alle nicht strenge Wissenschaften schöne Wissenschaften. Die Deutschen haben, nach genauerer Untersuchung über die Verschiedenheit der Künste und Wissenschaften, diesen Sprachgebrauch mit Recht aufgegeben, sodaß er fast nur noch historisches Interesse hat.

Schonen (schwedisch Skåne), eine Provinz von Gothland in Schweden, gegen N. von den (schwedischen) Prov. Blekingen, Smaland und Halland, gegen O., S. und W. von der Ostsee und dem Sunde umgeben. Sie enthält 188 geogr. □M. und 291,500 E., die sich durch ihre Mundart sowie durch ihre Sitten von den übrigen Schweden auszeichnen. Schonen, besonders im Süden einer der schönsten und fruchtbarsten Theile des schwedischen Reichs, ist flach, und nur gegen N. finden sich einige mit niedriger Holzung bewachsene Bergrücken. Vormals gehörte sie den Dänen, ward aber im roeskildschen Frieden (1658) nebst den Landschaften Blekingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Schonen hat Überfluß an Getreide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Klima. Man baut auch Taback und etwas Hopfen. Pferde sowol als Rindvieh fallen hier größer und stärker als im übrigen Schweden. Auch die Bienenzucht wird mit Fleiß betrieben. In den Landseen und an den Küsten findet man einen Überfluß an Fischen. Aus dem Mineralreiche gibt es Sand-, Schleif- und Mühlsteine, Alaunschiefer, Kalk, Steinkohlen und Bleierze. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel bestehen in Getreide, Vieh und Holz. In dieser einzigen Landschaft von Schweden gibt es Störche und Nachtigallen. Schonen ist jetzt unter die beiden Läne (Statthalterschaften) Christianstadt und Malmoehuus vertheilt, wovon jene das östliche und diese das südwestliche Schonen begreift. Die größte Stadt ist Malmoe; zu Lund befindet sich eine Universität.

Schönheitsmittel. Da die Schönheit des menschlichen Körpers darauf beruht, daß er regelmäßig gebaut und gesund sei und daß er durch s. Form die Idee einer höhern Vollkommenheit in dem Beschauer erwecke, so kann alle Schönheitspflege nur darauf hinauskommen, die Gesundheit des Körpers und seiner einzelnen Theile zu erhalten und durch harmonische Ausbildung unserer Geistesvermögen, durch Bildung zur wahren Menschenwürde dafür zu sorgen, daß die edle Gesinnung auch äußerlich sich ausspreche. Denn wie körperliche Krankheit, so prägen auch niedere Leidenschaften, Laster und ruheloses, unstätes Gemüth sich äußerlich in der Form des Menschen aus. Körperliche Schönheitspflege würde daher außer den allgemeinen diätetischen Regeln vorzüglich die Sorge für die äußern Organe des Körpers zu berücksichtigen haben, dahin gehört die Haut, die Haare, Nägel und Zähne. Alle Pflege dieser äußern Theile kommt aber vorzüglich auf Reinlichkeit hinaus, daher die warmen und kalten Bäder und Waschungen in öfterer Wiederholung für die gesammte Haut das wichtigste und sicherste Schönheitsmittel sind; die Haare verlangen außerdem nichts weiter als von Zeit zu Zeit den Gebrauch eines milden Öles oder Fettes, um die Geschmeidigkeit und das Wachsthum derselben zu befördern. Die Zähne erfodern außer dem öftern Ausspülen des Mundes mit reinem frischen (weder zu kaltem, noch eigentlich warmem) Wasser das Reinigen mit Hülfe einer nicht zu steifen Zahnbürste und eines Pulvers aus Kohle und einem zusammenziehenden Pflanzenstoffe, z. B. der Eichenrinde, der florentinischen Veilchenwurzel und ähnliche; harte, reibende, mineralische Zahnpulver, Zahnlatwergen und Zahntincturen sind zu verwerfen. Das Reinigen der Zähne muß täglich des Morgens und ebenso nach der Hauptmahlzeit geschehen, auch muß der schnelle Wechsel von kalten und heißen Speisen und Getränken, der häufige Genuß des

Digitized by Google

Zuckers und das Ausstochern derselben mit metallischen Werkzeugen vermieden werden. So bedürften wir zur Schönheitspflege selbst nur wenige und einfache Mittel, und wirklich haben die meisten der empfohlenen Schönheitsmittel mehr den Zweck, gewisse Mängel der Schönheit zu verbessern oder zu verbergen, oder sie haben den (oft nur vermeinten) Zweck, diesen Mängeln vorzubeugen. Sehr oft erfüllen sie diese Zwecke nicht nur nicht, sondern haben selbst nachtheilige Folgen für die Schönheit und für die Gesundheit. Die Haut mild und weiß zu machen, empfiehlt man mehre Wässer, Tincturen, Seifen und Pasten. Am bekanntesten ist eine Mischung aus Rosenwasser und Benzoetinctur (Verhältniß von 12:1), mit welcher man Abends die Haut zu waschen pflegt, das Reinwaschen und Abtrocknen geschieht erst am andern Morgen; ein unschuldiges, gewiß aber auch ganz unkräftiges Mittel. Zu den zu diesem Zweck gebrauchten Tincturen kommt meistens Benzoe, Perubalsam, Mekkabalsam ꝛc. Die Wässer, die man zum Vertreiben der Hautflecke zu verkaufen pflegt, enthalten oft metallische Gifte und sind daher weder zweckmäßig noch unschädlich. Die Seifen sind um so besser, je vollkommener in ihnen die Sättigung der Lauge mit dem Öle oder dem Fette stattgefunden hat und je reiner das Fett ist; die wohlriechenden Zusätze verbessern die Seife nicht. Übrigens muß nach dem Gebrauche jeder Seife der damit gewaschene Theil sorgfältig wieder mit reinem Wasser gereinigt werden, weil sonst die Haut, ebensowie von dem zu häufigen Gebrauche der Seife, leidet. Weit mehr als von der Seife sollte man von der Mandelkleie zum Waschen Gebrauch machen; diese nimmt jede Unreinigkeit, selbst aus den vertieften Hautstellen, weit besser hinweg, erhält die Haut weich, weiß und frei von jedem Ausschlage und hat statt des ekelhaften Geruchs der Seife einen höchst angenehmen Geruch ohne Parfum. Die Handpasten zum Waschen bestehen meistens aus zerriebenen Mandeln, mit Zusatz von Eidotter, Citronensaft, wohlriechenden Wässern und Ölen; die reine Mandelkleie hat jedoch außer der Wohlfeilheit auch noch den Vorzug vor ihnen, daß sie besser reinigt. Gegen Sommersprossen und Leberflecke dient oft der reine Citronensaft frisch aufgestrichen und erst nach mehren Stunden wieder abgewaschen. Die Schminken (vgl. d.) sind fast sämmtlich schädlich, indem sie die Haut verderben oder wol auch selbst innere Krankheiten veranlassen können. Die Pomaden sind sehr mannigfaltig, zum großen Theil entbehrlich, durch mineralische Zusätze und durch gewürzhafte Öle nachtheilig und für ihren Zweck leicht zu ersetzen durch eine Mischung aus einem Lothe Mandelöl und 15 Tropfen Perubalsam. Selbst das in neuern Zeiten berühmt gewordene Macassaröl möchte nicht viel Andres sein als eine ähnliche Mischung. Die zum Färben der Haare vorgeschlagenen Mittel sind größtentheils sehr schädlich und können nur unter sorgfältiger Aufsicht eines Sachkundigen angewendet werden; ebenso die Mittel, Haare aus einzelnen Stellen des Körpers auf die Dauer zu entfernen. Wir empfehlen: G. E. Kletten's „Versuch einer Geschichte des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte, nebst einer Anweisung, die Schönheit ohne Schminke zu erhöhen" (Gotha 1792); J. B. Trommsdorff's „Kallopistria, oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt, eine Anleitung zu Verfertigung unschädlicher Parfums und Schönheitsmittel" (Erfurt 1805); C. H. Th. Schreger's „Kosmetisches Taschenbuch für Damen zur gesundheitsgemäßen Schönheitspflege ihres Körpers" (Nürnberg 1810); J. G. Klees, „Über die weiblichen Brüste und die Mittel, sie gesund und schön zu erhalten, ein Lesebuch für Frauenzimmer" (Frankf. a. M. 1806); „Unentbehrliches Taschenbuch für Frauen, oder Anleitung, die weibliche Gesundheit und Schönheit zu erhalten und zu erhöhen" (Berlin 1823). 16

Schopenhauer (Johanna), geb. 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, Senator war, zeigte schon früh entschiedene Neigung zum Zeichnen und Malen, sowie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem sie im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt hatte

Digitized by Google

verheirathete sie sich mit dem Banquier Heinr. Floris Schopenhauer. Dieser führte s. junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich, von da nach London, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser freien Stadt durch die Preußen 1793; die nächsten Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in sehr angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu. 1803 traten beide eine größere Reise an. Sie besuchten Holland, Nordfrankreich, England, Schottland, und gingen von da über Holland nach Paris, wo sie von dem berühmten Augustin gründlich in der Miniaturmalerei, die stets ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen war, unterrichtet ward. Von Paris ging die Reisende durch Südfrankreich nach Genf, durchstreifte die Schweiz, sah München, Wien, Presburg, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach 3 Jahren wieder in Hamburg an, wo sie ihren Gatten durch den Tod verlor. Sie nahm 1806 ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein höchst angenehmer geselliger Verein um sie bildete, zu dem Göthe, Wieland, Heinr. Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Fr. Majer und viele Literatoren und gebildete Frauen dieser Stadt gehörten. Jeder dazu geeignete Fremde war hier willkommener Gast. An Fernow, von dem sie die ital. Sprache erlernte, knüpfte sie bald ein schönes Freundschaftsband, das leider schon nach 2 Jahren der Tod dieses trefflichen Mannes löste. G. v. Kügelgen war um dieselbe Zeit nach Weimar gekommen und hatte Göthe's, Wieland's, Herder's und Schiller's Bildnisse gemalt. Eine Beschreibung dieser 4 Gemälde und später eine von mehren Ölgemälden des Landschaftmalers Friedrich (in Bertuch's „Modejournal") war das Erste, womit Mad. Schopenhauer als Schriftstellerin auftrat. Auf Cotta's Wunsch schrieb sie „Fernow's Leben" (1810). Zwei Jahre später gab sie „Erinnerungen von einer Reise durch England u. s. w." heraus (2. Aufl. 1818); 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen"; 1817 die „Reise durch das südliche Frankreich bis Chamouny" (2. Aufl. 1824, 2 Bde.) und 1818 die „Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen". Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung, haben diesen Schriften gerechten Beifall erworben. Dann erschien der Roman „Gabriele", ein meisterhaftes weibliches Charaktergemälde in einer reichen und mannigfaltigen Umgebung der vornehmen Welt, deren Schilderung der Verfasserin besonders gelingt (1819, 3 Bde., 2. Aufl. 1826), und ein Werk über „Joh. v. Eyk und s. Nachfolger" (1823, 2 Bde.), das sich insbesondere mit der Boisserée'schen Kunstsammlung beschäftigt. Seitdem hat sie sich ganz dem Novellenfache gewidmet. Ihre neuesten Schriften sind, außer einzelnen Erzählungen: „Die Tante", ein Roman (1822, 2 Bde.); „Erzählungen" (1825—28, 6 Bde.), und der Roman „Sidonia" (1827—28, 3 Bde.).

Schöpf (Joseph), ein ausgezeichneter Frescomaler, geb. d. 3. Febr. 1745 zu Telfs im Oberinnthale in Tirol, studirte die Kunst in Innsbruck, Salzburg, Passau, Wien, und von 1776—84 in Rom, wo er ein Freund David's, Füger's, Zauner's u. A. war. Der Minister Graf Firmian zu Mailand zeichnete diesen talentvollen Künstler sehr aus. Man kennt von ihm mehre treffliche Gemälde in Öl, z. B. Amor und Psyche, die von Aktäon erblickte Diana. Viele der besten Frescogemälde und Altarbilder in den Kirchen Tirols sind von diesem Meister, der sich gewöhnlich Giuseppe Schöpf, Tyrolese, unterzeichnete. Beinahe 80 J. alt, vollendete er 1820 den Plafond in der Servitenkirche zu Innsbruck, des h. Joseph's Abschied von der Welt und dessen Eintritt in den Himmel.

Schöpflin (Johann Daniel), Geschichts- und Alterthumsforscher, war d. 8. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, wo s. Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angestellt war, geb. Er studirte zu Basel und Strasburg und ward 1720 Prof. der Geschichte und Beredtsamkeit. Er erhielt von mehren Fürsten und Universitäten Berufungen, zog es aber vor, in Strasburg zu bleiben.

Digitized by Google

1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach s. Rückkehr erhielt er ein Kanonicat an St.-Thomas. Auch ward er franz. Rath und Historiograph. Die Geschichte des Elsasses beschäftigte ihn; um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war 1751 der 1. Bd. s. „Alsatia illustrata" (Fol.). Als er dieses Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der protestant. Universität Strasburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigung. Der 2. Bd. der „Alsatia illustrata" erschien 1761. In der Zwischenzeit gab er die „Vindiciae celticae" heraus, worin er bewies, daß die Kelten ein ganz von den Germaniern verschiedener Volksstamm waren. Als Nachtrag zu s. „Geschichte des Elsasses" wollte Sch. noch eine Urkundensammlung und eine Sammlung der Geschichtschreiber dieser Provinz liefern, die jedoch erst nach s. Tode von Koch u. d. T.: „Alsatia diplomatica" und „Alsaticarum rerum scriptores" herausgegeben wurden. Sch.'s letztes großes Werk war eine Geschichte s. Geburtslandes in 7 Bdn., 4., die „Historia Zaringo-Badensis (1763—66). Von s. kleinern Abhandl. sind mehre in den „Denkschriften der franz. Akademie der Inschriften" gedruckt. Er starb zu Strasburg d. 7. Aug. 1771. Seine schöne Bibliothek und s. reiches Museum vermachte er der Stadt Strasburg; Oberlin hat es in s. „Museum Schöpflinianum" beschrieben.

Schöpfung wird in Beziehung auf das schaffende Wesen diejenige freie Handlung der Gottheit, wodurch die Welt hervorgebracht wurde, in Beziehung auf das Geschaffene der Inbegriff aller außer Gott vorhandenen Dinge genannt. Da sich der Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, so kann er auf die Art der Weltentstehung, welche die Corpuscularphilosophie (s. Atomen) annimmt, nicht angewendet werden. Auch stimmt die in den orientalischen Kosmogonien und in den philosophischen Systemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem geistigen Princip nur das Geschäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu gestalten, zukommt, die daher entstandene Lehre von einem der höchsten Gottheit untergeordneten Weltschöpfer (vgl. Gnosis) und die Meinung des Kirchenvaters Origenes, welcher sich das Dasein anfangsloser Weltenreihen vor Entstehung des gegenwärtigen Weltsystems dachte, mit dem biblischen und christlichen Glauben nicht überein. Nach diesem Glauben hat Gott die Welt in Ansehung auf Stoff und Form aus Nichts, d. h. ohne einen vorhandenen Stoff dazu zu haben, bloß durch das Machtwort seines Willens geschaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterscheidet diese erste unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt hervorbrachte, von der mittelbaren Schöpfung, welche durch die in die Natur gelegten Kräfte jedem Geschöpfe sein Dasein gibt. Die Philosophie der Neuern unterstützt den christlichen Glauben, indem sie darthut, daß die Materie ihrer Natur nach veränderlich und vergänglich sei und ohne einen von ihr verschiedenen, reingeistigen Urheber nicht hätte entstehen können. Über die mosaische Kosmogonie der Israeliten und die Sagen andrer Völker über die Vorwelt vgl. m.: „Die Urgeschichte der Menschheit", von Pustkuchen (Lemgo 1821). E.

Schöppen, Schöffen, nennt man 1) die Beisitzer in den Gerichten, besonders aber in den Dorfgerichten; 2) vom Staate bestellte Justizcollegien, deren Pflicht es ist, Urtel über die an sie zur Entscheidung geschickten Rechtssachen zu fällen, die aber keine eigentliche Gerichtsbarkeit haben. Ihr Name kommt von Schaffen, weil sie gleichsam das Urtheil schufen, d. h. erfanden (daher man sie lat. Scabinos nennt), richtiger von Schöpfen, weil sie ihre Aussprüche aus den Rechten schöpften. Schon in den ältesten Zeiten Deutschlands konnten die Richter nur das Gericht anordnen und schützen, aber das Urtel mußte von Beisitzern gesprochen (gefunden, gewiesen) werden, die man im Mittelalter Schöppen oder Schöffen

Digitized by Google

nannte. Selbst in kleinen Orten und Dörfern wurden solche Gehülfen der Richter angestellt, und davon schreiben sich noch unsere Dorfgerichtsschöppen her, welche freilich jetzt wegen des außerordentlichen Umfangs des juristischen Wissens in rechtlichen Sachen nicht die geringste Gewalt haben, sondern bloß der Feierlichkeit und Ordnung wegen bei den meisten Handlungen, die vor Gericht geschehen (besonders bei peinlichen Sachen), gegenwärtig sein müssen. Man hat ihrer gewöhnlich 2, die zugleich mit dem Dorfrichter und Gerichtshalter das Personale des Gerichts ausmachen. — Im Mittelalter stiftete man aber in vielen Städten ganze Collegien von rechtserfahrenen Männern, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Personen die Urtelssprüche verfertigten, und nannte sie Schöppenstühle. Die Schöppen dieser Art waren damals beinahe die einzigen, welche des Rechts einigermaßen kundig waren; aber ihre Kenntniß erstreckte sich bloß auf das eigentliche deutsche Recht, welches sie daher auch sehr standhaft erhielten und gegen das Eindringen der fremden römischen und kanonischen Rechte schützten. Sie retteten dadurch das deutsche Recht von seinem gänzlichen Untergange. (S. Sachsenspiegel.) Wo keine Gesetze vorhanden waren (wie sie denn damals fast gänzlich fehlten), oder ihre sehr eingeschränkte Rechtskenntniß sie verließ, entschieden sie nach Billigkeit, Herkommen und gesunder Vernunft. Ihr Ansehen stieg so hoch, daß man nicht nur das ganze damals gebräuchliche vaterländische Recht nach ihren Entscheidungen bildete, sondern auch Ausländer, z. B. die Polen, ihre Rechtssachen freiwillig ihren Aussprüchen unterwarfen, welches besonders bei dem magdeburgischen Schöppenstuhle, dem berühmtesten unter allen, geschah. Da aber nachher theils das römische und kanonische Recht 1495, als Hülfsentscheidungsquelle der im deutschen Rechte nicht bestimmten Fälle, ausdrücklich aufgenommen wurde, theils den Juristenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtel zu machen, beigelegt wurde, verloren sie das Monopol der rechtlichen Entscheidungen. Noch jetzt haben wir Schöppenstühle zu Halle, Jena, Leipzig ꝛc.

Schoreel (Joan oder Hans v.), der treffliche niederländische Maler, erhielt diesen Zunamen von s. Geburtsorte Schoreel, einem Dorfe bei Alkmaar, wo er 1495 die Welt betrat. In früher Jugend verwaist, nahmen sich redliche Verwandte seiner an, und als sich bei dem Knaben sein Beruf zur Kunst im kindischen Spiele äußerte, als er jedes gemalte Fenster nachzeichnete, jedes hörnerne Dintenfaß mit zartgeschnitzelten Gestalten zierte, brachten sie ihn beim Maler Wilh. Cornelis in seinem 14. J. in die Lehre. Sein Meister war nicht ohne Talent, aber rauh und eigennützig und dem Trunk ergeben, und so gehörte Sch.'s Eifer dazu, nicht von der betretenen Bahn verscheucht zu werden. 17 J. alt, sah er sich endlich frei und wanderte nun nach Amsterdam in die Werkstätte des Jakob Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschneider jener Zeit, bei dem er mehre Jahre lang das glücklichste Künstlerleben führte. Doch immer nach Höherm strebend, ging er, von den Segenswünschen des Meisters und den Thränen von dessen jüngster Tochter, die Sch. liebgewonnen hatte, begleitet, zu dem ersten aller damals lebenden Meister, Joh. von Mabuse in Utrecht, dem Maler des Bischofs Philipp von Burgund. Das wüste Leben desselben vertrug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne des jungen Sch., und so wanderte er nach und nach in mehre große Städte, wo Maler einen Ruf hatten, besonders nach Köln und Speier, wo er Baukunst und Perspective studirte. Auch zu Dürer in Nürnberg kam er und ward herzlich willkommen geheißen. Doch da vertrieb ihn wieder Dürer's Vorliebe für Luther, und so gelangte er endlich durch Kärnthen, 22 J. alt, nach Venedig. Ein Landsmann von ihm, der Klosterbruder war, beredete ihn hier ohne Mühe, eine Wallfahrt nach Palästina mitzumachen, wo Sch.'s Phantasie nun an den Ufern des Jordans reiche Nahrung fand. Drei Jahre blieb er in den heiligen Mauern Jerusalems, und ein großes Gemälde ist vielleicht von ihm noch in der

Digitized by Google

Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Auf der Heimkehr weilte er auf Rhodus, welches er nebst der umliegenden Gegend aufnahm, dann in Rom bei den Werken Rafael's, Mich. Angelo's und Giulio's, bis Adrian VI., ein Niederländer aus Utrecht, 1522 den päpstl. Stuhl bestieg und ihm die Aufsicht über das Belvedere auftrug. Adrians Tod im folg. Jahre trieb ihn endlich über Frankreich und Amsterdam in die Heimath zu gehen und um die zurückgelassene Geliebte anzuhalten. Sie war ihm nicht treu geblieben. Sch. aber faßte nun den Entschluß, bloß der Kunst hinfort zu leben. Und so arbeitete er manches treffliche Stück im Hause seines Gönners, des Dechanten Lockhorst in Utrecht, z. B. den Einzug Christi in Jerusalem, auf welchem Bilde die Stadt treu nach der Natur dargestellt war (nachher in dem zu Utrecht), sowie, als hier bürgerliche Unruhen entstanden, in Harlem, im steten Umgange mit den Edelsten und Gebildetsten des Landes, die den vielgewanderten und unermüdeten Kunstler liebgewannen, und von Zeit zu Zeit andre Städte in den Niederlanden besuchend, für die er ehrenvolle Aufträge erhielt. So bat man ihn, ein großes auf 4 Flügelthüren auszuführendes Altargemälde in der Marienkirche zu Utrecht zu übernehmen, das nachher Philipp II. 1549 für Spanien erkaufte. Selbst nach dem hohen Norden drang sein Ruhm, und Schwedens König sandte ihm einen Ring, einen Marderpelz und seinen eignen Eisschlitten mit vollständigem Geschirre. Seine Landsleute nannten ihn die Fackel der flandrischen Maler, auch eignete er sich wirklich den Geschmack der Italiener an. Zu seinen Schülern gehört auch Mart. Hemskerk. Sein Freund war Johann Everard (Joannes Secundus), den er auch malte. Am 6. Dec. 1562 starb er. Man hat ihn mit Joh. v. Eyk, und wol mit Recht, verglichen, da er in unübertroffener Farbenpracht, Wahrheit in dem Colorit, dem Ausdruck, der Wärme der Zeichnung, diesem gleich und höchstens in der Ausführung der Einzelheiten ihm nachsteht. Leider hat die Wuth der nachherigen bilderzerstörenden Fanatiker viele der schätzbarsten Werke von ihm vernichtet. Schon 1566 traf die meisten, die besten in allen Kirchen und Klöstern der Niederlande dieses Loos, und nur in wenigen Kunstsammlungen findet man daher, was jenen Tagen des blinden Fanatismus entgangen ist. Vier von unschätzbarem Werthe finden sich in der Boisserée'schen Sammlung: die sterbende Mutter Jesu mit 2 Seitenbildern, und eine Scene aus der Kindheit Jesu.

Schörl, Schirl, s. Turmalin.

Schott (Heinrich August), ordentl. Prof. der Theologie zu Jena und großherz. sächs. Kirchenrath, ein gelehrter Theolog und geschätzter Kanzelredner, geb. am 5. Dec. 1780 zu Leipzig, wo s. Vater (Aug. Friedrich) als ord. Prof. der Pandekten 1792 starb. Schon die in „Beckii Comment. societ. philol." eingerückten Abhandlungen, welche Sch. als Mitglied des philologischen Seminars in Leipzig schrieb, wo er auch den Unterricht der am Ende des vor. Jahrh. noch lebenden berühmten akademischen Lehrer der Theologie, Philosophie, Philologie, Geschichte ꝛc. genoß, ingleichen die „Commentatio philologico-aesthetica, qua Ciceronis de fine eloquentiae sententia examinatur et cum Aristotelis, Quinctiliani et recentiorum quorundam scriptorum decretis comparatur" (Lpz. 1801, 4.), mit welcher er sich das Recht erwarb, akademische Vorlesungen zu halten, die einige Jahre später herausgeg. „*Τεχνη ῥητορικη*, quae vulgo integra Dionysio Halicarnassensi tribuitur, emendata, nova versione lat. et commentario illustr." (Lpz. 1804) geben ein rühmliches Zeugniß für die gründliche philologische Kenntniß und große Belesenheit ihres Vfs. Nicht weniger sprechen die ebenfalls in gutem Latein abgefaßten Dissertationen, welche er seit 1805 als außerord. Prof. der Philosophie, 1808 als außerord. Prof. der Theologie zu Leipzig, 1809 bei Erlangung der theol. Doctorwürde und als Prof. der Theol. zu Wittenberg und seit 1812 zu Jena verfaßte, für s. exegetischen Kenntnisse. Einige der-

selben sind zusammengedruckt in „Commentar. exeg. dogm. in eos Jesu Christi sermones, qui de reditu ejus ad judic. futur. et judicandi provincia ipsi demandata agunt" (Jena 1820). Sein „Novum Testamentum Graec., nova versione illustrat." (zuerst 1806, verb. 1811), sowie „Pentateuchus ex sermone hebr. in latin. translat. auct. D. H. A. Schott et D. J. F. Winzer", gelten als verdienstliche Arbeiten. Nach den Ansichten des Supranaturalismus, für welchen sich Sch. auch anderwärts erklärt hat, ist s. „Epitome theologiae christianae dogmaticae" (2. A., 1822) gearbeitet. Das Studium der Kanzelberedtsamkeit suchte er nicht nur durch s. „Kurzen Entwurf einer Theorie der Beredtsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die Kanzelberedtsamkeit" (2. A., 1813), sondern auch durch ein größeres, von reicher Belesenheit und Forschung zeugendes Werk: „Die Theorie der Beredtsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredtsamkeit in ihrem ganzen Umfange" (1815 u. 1824, 2 Bde.), zu fördern. Aus diesem Gesichtspunkte können auch s. „Geistliche Reden und Homilien, zum Theil mit besonderer Hinsicht auf die Ereignisse der Zeit" (1815), „Christliche Religionsvorträge über gewöhnliche Perikopen und freigewählte Texte" (1819, 2 Bde.), und die vielen einzelnen, mit sorgfältiger Berücksichtigung der in s. Theorie der Homiletik aufgestellten Regeln gearbeiteten Gelegenheitspredigten, ja, selbst mehre Aufsätze in der von ihm mit Rehkopf gemeinschaftlich herausgeg. „Zeitschrift für Prediger" (3 Bde., 1811—12), und in Tzschirner's „Memorabilien", deren erste H. des 4. Bds., in Abwesenheit des Herausgebers, Sch. selbst redigirte, angesehen werden. Von s. Leistungen als Director des Predigerseminars in Jena geben die von ihm herausgeg. Denkschriften dieses homiletischen und katechetischen Seminars erfreuliche Kunde. *11.*

Schottland bildet, vereinigt mit England und Wales, den nördlichen Theil von Großbritannien. Auf der Westseite wird es vom atlantischen Ocean, im N. von der kaledonischen oder Nordsee, im O. gleichfalls von der Nordsee, im S. von England umgeben. Vom letztern theilt es bis Kerholm der Tweedfluß in Südosten und der Nordcanal in Südwesten, während zwischen den 2 Ländern selbst eine öfters unterbrochene Hügelkette hinläuft. Es liegt zwischen dem 54—59° N. Br., die indessen, rechnet man noch die Shetlands- und Orkneyinseln dazu, bis zum 61° 12′ geht, und zwischen dem 1 — 5° W. L. von Greenwich an gerechnet, so aber, daß, die in W. gelegenen Inseln dazu genommen, dieser Raum ebenfalls größer gedacht werden muß. In der größten Ausdehnung beträgt seine Länge 244 (engl.) Meilen, dagegen auf andern Punkten nur 180 — 230; die Breite in der größten Ausdehnung 147, in der geringsten 36 Meilen. Der Flächeninhalt wird auf 1461 geogr. □M. (mit 2,092,014 Einw.), oder auf 29,600 engl. □M., oder 18,944,000 engl. Acker mit Einschluß der Inseln geschätzt, wovon 5,043,450 angebaut, 13,900,550 wüst sind und 638 von Seen und Flüssen bedeckt werden. Schottland zerfällt in die Grafschaften Berwick, Roxburg, Selkirk, Dumfries, Kirkcudbright, Wigton, Ayr, Renfrew, Lanark, Peebles, Haddington, Edinburg, Linlithgow, Stirling, Dumbarton, Clackmannan, Kinroß, Fife, Forfar, Perth, Argyle, Kincardine, Aberdeen, Banff, Elgin, Nairn, Inverneß, Roß, Sutherland, Caithneß, Cromarty, die Orkneyinseln und Bute. Sie alle werden wieder in 899 Pfarreien getheilt. Schottlands nördlicher Theil erscheint meist bergig und unfruchtbar, während sich der südliche in fruchtbare Ebenen abdacht. Gewöhnlich theilt man daher Schottland in die Hoch- und Niederlande. In geographischer Hinsicht zeigt die Natur eine deutliche Grenzabtheilung in Ober-, Mittel- und Südschottland. Der nördliche Theil wird nämlich durch eine Kette von Seen vom mittlern getrennt, die von dem Moraybusen anfängt und bis Loch (Landsee) Linnhe geht. Den mittlern schneiden vom südlichen der große Canal, der Forth- und Clydebusen ab. Eine Reihe großer, unfruchtbarer Berge, mit einigen dazwischen durch-

Digitized by Google

iehenden Thälern, die besonders nach S. und Südosten hin vorkommen, bilden en nördlichen Theil. Viele dieser Berge sind mit Gras bedeckt und begünstigen dann die Schafzucht. Die meisten indessen tragen Heide oder Moos, oder sind Felsen, Sandberge und endigen oft in große Felsen von 3 — 4000 Fuß Höhe, in verwitterte Hörner, sodaß der Blick zwar oft auf große, malerische, aber nicht sehr abwechselnde Massen stößt. Die betriebsamen Bewohner, welche auf den Bergen Heerden von Schaf- und Rindvieh halten und in den Thälern alle nur gedeihende Anpflanzungen versuchen, haben den undankbaren Boden so gut als möglich zu benutzen gewußt und jeden bessern Strich aufs beste veredelt. Längs den Flüssen ziehen zum Theil dürre Sandstrecken hin. An den Mündungen der Flüsse ist dagegen oft gutes Land zu finden. Die Bergketten nach W. zu, in der Nähe von Roß und Sutherland, dachen sich (im W. am höchsten) nach O. ab; die Ostküste dieser Striche ist daher flaches Land, das mit einem Vorgebirge, Ordhead, endet. Caithneß, das hier anfängt, bildet dann den nordöstlichen Theil und ist mit geringen Ausnahmen im Ganzen morastig und niedrig gelegen. Westwärts liegen die schwarzen, dürren Hügel von Sutherland. Den mittlern Theil Schottlands durchschneidet eine bloß mit Heide bedeckte Bergkette in der Breite von 40—60 Meilen; doch geben die Thäler treffliche Weiden. Auch diese Berge dachen sich nach O. ab, sodaß Aberdeen, Moray, Banff zum großen Theil Ebenen sind, und von den erstern nur die Grafschaft Argyle bedeckt wird, während die See zugleich große Buchten an der Küste bildet. In beiden Theilen Schottlands (mehr als 2 Dritttheile seines Flächeninhaltes) gleicht der des Anbaues fähige Boden nur längs der östlichen Küste dem von England. Dagegen hat der südliche Theil die größte Mannigfaltigkeit; grüne Flächen sind von wasserreichen Flüssen belebt; unzählige Heerden weiden darauf, lachende Hügel wechseln mit fruchtbaren Thälern, Gehölzen, Felsen, steilen, engen Schluchten, rauschenden Wasserfällen, und um den Contrast zu erhöhen, fehlen selbst wilde Heiden und unfruchtbare Moore nicht. Die Cheviothills (Cheviotberge) laufen hier längs der Grenze von Northumberland; eine andre Kette geht durch Peebles und längs den Grenzen von Berwick und Haddington; eine dritte durch Midlothian und eine vierte nach der Mündung der Clyde. Die darin liegenden Striche sind eben, fruchtbar und wasserreich. Der südwestliche Theil ist bergig und wenig bevölkert. Am nördlichen Abhange dieser Bergrücken liegen die eigentlich sogen. Niederlande bis zur Grampiankette, die sie vom mittlern Schottland trennt. Auf dieser großen Ebene bilden die Baien vom Forth- und Clydefluß eine Landenge. Zwischen der Sidlawkette und den Grampiansbergen liegt das große, fruchtbare, schöne Thal von Strathmore. Wenig Länder haben eine so große Küstenausdehnung als Schottland; vom Schloß Berwick, an der äußersten Südostküste, geht dieselbe bis zum Forthbusen nordwestlich, der von Lothian und Fife begrenzt wird. Den östlichen Theil des letztern durchschneidet die Bucht vom Tay, deren Breite 2—3 Meilen beträgt. Von seiner Mündung aus steigt die Küste nordnordöstlich nach Kinnairdhead, dem äußersten nordöstlichen Punkte von Aberdeenshire. Zwischen diesem Vorgebirge und der Küste von Caithneß ist ein großer, dreieckiger Meerbusen, dessen östliche Ausdehnung 70 Meilen beträgt, und den man in die Engen oder Baien von Moray, Cromarty und Dornoch theilt, welche von kleinen Halbinseln gebildet werden. Die Nordküste zwischen Duncansbyhead und Cap Wrath längs dem Pentlandbusen ist wegen des steinernen Felsenufers schwer zu befahren. Längs der Westküste bildet die See viele Einschnitte und darin treffliche Ankerplätze. So einer ist die Mündung der Clyde, den auf der einen Seite Ayrshire, auf der andern Cantyre, Arran und Bute begrenzt. Von da geht die Küste bis Mull of Galloway, dem südwestlichsten Grenzpunkte Schottlands. Zahlreiche Flüsse durchschneiden Schottland aller Orten, und in der Nähe ihrer Quellen bilden sie die schönsten Landschaftspartien mit Wasserfällen aller Art. Die vornehmsten im nörd-

Digitized by Google

lichen Theile sind der Conon, Naver und Beaulyfluß, die aber alle nicht von fern denen im mittlern gleichen. Hier strömt von Lochaber die Spey wüthend rauschend in die östlich das Land bespülende See. Der Dee und Don eilen der Nordsee zu, wo der erstere den Hafen von Aberdeen bildet, der nördliche und südliche Esk, wovon jener den Hafen in Montrose schafft. 30 Meilen tiefer ist der Tay, einer der breitesten Ströme in Britannien, der 6 Meilen unter Dundee in die Nordsee fällt. Im S. sind der Forth-, der Clyde- und der Tweedfluß. Unter den ebenso zahlreichen Seen (Lochs) mit ihren malerischen Ufern, sind die berühmtesten Loch Leven, Naver, Lomond, Aw, Tay, Neß, Shin, Lochay. — Edle Metalle gab das Land in ältern Zeiten. Als Jakob V. die Tochter des franz. Königs heirathete, wurden die Gäste mit daraus geschlagenen Münzen beschenkt; man schlug jährlich 43,000 Pf. Sterl. Goldstücke. Auf Silber arbeitet man jetzt in keiner Mine mehr; die größte Bleigrube ist in den Ochillsbergen. Überhaupt findet man viel Blei, Eisen, Quecksilber, Kobalt, Wismuth, Kupfer und Steinkohlen; letztere besonders im mittlern und südlichen Schottland. Kalk-, Sand- und Schieferstein ist überall in Menge. Einige Marmorbrüche können mit denen Italiens wetteifern. Saphire, Topasen, wie sie kein Land aufweisen kann, Rubinen, Smaragden, Granaten, Amethysten (zum Theil 30 — 40 Guineen werth), kostbare Beryllе, Achate (diese in allen Arten, wo Basaltfelsen sind, aus denen sie der Regen mitbringt), Krystalle, Jaspis, Kiesel in allen Farben, Chalcedon, Granit mit schönem Geäder, finden sich zum Theil in größter Menge und Güte vor. Außerdem trifft man auch mehre diesem Lande ziemlich eigne Fossillen, namentlich den Basalt in großen Massen bei Staffa. Stahlwässer sind unzählig. Schwefelwasser finden sich bei Edinburg, Moffat ꝛc. Andre Quellen enthalten Salze. Mehre, aus Kalkgebirgen entspringend, zeigen versteinernde Kraft. — Die berühmten „caledonischen Wälder" sind jetzt sehr klein geworden und bestehen meistens noch aus Tannen; indeß fehlt es nicht an Eichen und andern Laubhölzern. Einige Wälder haben eine Länge von 30 — 40 Meilen; daher gibt es beträchtliche Holzflößen, namentlich auf dem Spey ꝛc. — Einzelne Thäler, wie bei Berwick, in den 3 Lothians, Fife ꝛc. sind so trefflich angebaut als irgend ein Theil der ganzen Insel; überhaupt ist der Ackerbau im Süden und im mittlern Lande auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Rüben, Erbsen ꝛc. wachsen in Menge. Für Hanf und Flachs aber sagt der Boden so wenig zu, wie für alle in England wachsende Früchte. Der Gartenbau macht immer neue Fortschritte. Äpfel und ähnliche Früchte sind im Überflusse vorhanden. Wüste Orte werden jetzt mit Nadelholz angesäet, wobei man außer Tannen besonders auf Lerchenbäume, sowie auf Laubholz Rücksicht nimmt. Der Wachholderstrauch wächst auf allen Bergen; die Küsten sind mit Tang bedeckt, der für die Gewinnung des Laugensalzes ein bedeutender Gegenstand ist. — Vermöge seiner Lage am Meere und in einer nördlichen Breite wechselt Schottlands Klima ungemein, doch ist der Winter weniger anhaltend als in ähnlicher Breite auf dem Festlande, und im Sommer kühlen die Seewinde die Luft. Selbst im S. Englands ist der Winter meist härter, dauert aber in Schottland gewöhnlich länger. Die größte beobachtete Hitze war 92° Fahrenh. und die größte Kälte 3°. Gleich andern Bergländern regnet es hier viel, besonders auf der Westküste, wo der Wind vom atlantischen Ocean die Dünste herüberführt. Man rechnet dort jährlich 205 Regen- und Schneetage, dagegen auf der Ostküste 230 heitere Tage gegen 135, wo Schnee oder Regen ist. In der höchsten Breite ändert der Windstrich nach der Richtung der engen Thäler häufig der Stärke und der Heftigkeit nach. Auf der Westküste ist 2 Drittheile des Jahres über der Südwind vorherrschend und begründet warmes und feuchtes Wetter. Auf der Ostküste hat man 1 Drittheil des Jahres hindurch Nord- und Nordostwinde, die kalt und für die Pflanzen wie für die thierische Welt unwill-

Digitized by Google

ommen sind. Besonders wehen sie im März und April, oft aber auch den Juni nd den ganzen Sommer hindurch. Bei dem nahen Meere ist die Luft im Gan- en reiner, gemäßigter und gesünder, als man es in diesem nördlichen Klima ver- nuthen sollte. Tiefen Schnee findet man nur während des Winters im Innern er Hochlande. — Von wilden Thieren gibt es in Schottland Füchse, Dachse, Katzen, Hirsche, Rehe, Wiesel und Igel ꝛc. Ehemals fand man auch Wölfe, Auer- chsen, Biber. Die schottländischen Schafe sind kleiner, geben aber bessere Wolle ls die englischen. Der hiesige Schäferhund bildet eine besondere Race und ist zum Theil noch ganz rein erhalten. Von Waldvögeln gibt es Fasane, Schnepfen beide aber in geringer Zahl), Auerhähne, Haselhühner, Rebhühner ꝛc. Das zahme Geflügel läßt keine besondern Arten bemerken. Die Flüsse und Buchten haben einen Überfluß von Fischen, namentlich an Heringen, Neunaugen, Lachsen, Aalen, Stö- en, Stockfischen ꝛc. An den Küsten der Orkneyinseln treiben oft Wallfische an. Eine in dies Geschlecht gehörige Art streift häufig an der Westküste und belebt man- he Thransiederei. — Das Manufacturwesen Schottlands hat einen hohen Auf- chwung genommen. Indessen vergingen gegen 150 Jahre, seitdem Schottland mit England vereint ist, bevor es aus seinem Schlummer erwachte. Seit 1750 ist ber jeder Zweig des erstern aufgeblüht. Flachs und Hanf werden vielfach verar- eitet. Indessen hat die feinere Leinwandfabrication durch die Concurrenz mit Ir- and und den vermehrten Gebrauch der baumwollenen Stoffe verloren; auch ist as Spinnen des Flachses nicht mehr die Lieblingsbeschäftigung aller schottischen Frauen, sondern durch Maschinen verdrängt worden, sodaß Tausende derselben ge- nöthigt werden, in den Manufacturen zu arbeiten, wo beide Geschlechter ohne Un- erschied zusammen sind, und die Sitten immer mehr von jener frühern Einfalt erlieren. Diese Spinnmaschinen sind besonders in Aberdeen, Angus, Fife und Mearns zu Hause. Weit beträchtlicher ist die Baumwollenmanufactur. Muſſe- ine, Shawls ꝛc. werden in großer Menge und von vorzüglicher Güte geliefert. Manche Maschineneinrichtung ist schottischen Ursprungs. Der Hauptsitz dieses Industriezweiges ist Glasgow, Paisley und die Umgegend. Garne der Art gehen n Menge nach Westindien. Der Druck der Calicos ist von nicht geringerer Be- eutung. Schottlands Eisenhämmer gehören zu den bedeutendsten in Europa. Die rößte Fabrik der Art ist Carron bei Falkirk. Es werden hier jährlich 6500 Ton- ien gegossen, und 2000 Menschen sind in steter Arbeit. Man zählt im ganzen !ande 40—50 Eisengießereien, die eine Masse von 30,000 Tonnen jährlich 600,000 Ctnr.) fördern. Eine Menge Eisenwaaren geht nach Amerika, West- ndien und in andre britische Colonien, namentlich Anker, Achsen, Walzen, Äxte hämmer ꝛc. Da in Schottland gegen 3600 Wasser-, 100 Wind- und mehre ausend andre Mühlen sind, so kann man darnach die Zahl der in Holz arbeitenden Menschen berechnen. Der Maschinenbau, namentlich der der Dampfmaschinen, ist in bedeutender Industriezweig. An diese Classe von Arbeiten reihen sich die Er- auer von Schiffen, musikalischen Instrumenten ꝛc. Docken zur Ausbesserung und rbauung von Schiffen finden sich in allen Städten. Die Durchschnittszahl von hottischen Fahrzeugen in allen Größen wird über 2500 berechnet. Glashütten, ie alle Sorten Glas liefern, Seifen-, Lichte-, Stärkefabriken, Gerbereien, Branntweinbrennereien, Brauereien sind in Menge und von ausgezeichnetem Um- ange da. Die Heringsfischerei an der Küste, der Wallfischfang in der Davids- traße und bei Grönland beschäftigt eine Menge Hände, was selbst vom übrigen ischfange an der Küste und in den Flüssen gilt. — Ehemals nahm Schottland m auswärtigen Handel wenig Antheil. Es tauschte hauptsächlich Wolle, Häute nd andre rohe Producte gegen Korn, Wein und Spezereien aus. Indessen war in- und Ausfuhr von geringer Bedeutung; denn im 13. Jahrh. hatte das Land ur 20 kleine Fahrzeuge, die der Hebriden abgerechnet. Zu Cromwell's Zeiten be-

Digitized by Google

schäftigte der Handel 93 Schiffe, welche 2724 Tonnen führten. Von da an nahm der Handel zu, besonders mit dem N. und O. Europas. Die Holländer knüpften wegen des Heringsfanges Verbindungen an. In der Mitte des vor. Jahrh. gingen aus den östlichen Häfen Schottlands bedeutende Ladungen nach Holland, Schweden, Norwegen, den Ostseehäfen. Seitdem ist dies immer gestiegen, und während Flachs, Hanf, Korn, Holz, Eisen ꝛc. eingeführt wird, gibt Schottland seine baumwollenen u. a. Waaren dafür hin. Große Verbindungen bestehen hauptsächlich mit Archangel, Spanien, Portugal, dem mittelländ. Meere und Canada. Leith, Dundee, Aberdeen, Arbroath, Montrose, Peterhead, Banff und Inverneß sind die vorzüglichsten Verladungsplätze. Auf dem Clyde ist der Sammelplatz für die meisten Schiffe, die mit Amerika und Westindien die Geschäfte führen. Seit 1814, wo die Ostindische Compagnie in ihrem Monopol beschränkter ist, gehen auch dahin Schiffe ab. Mit London findet ein lebhafter Küstenhandel statt. Schnellsegler gehen regelmäßig in unglaublicher Geschwindigkeit, da ihnen, die von Dampf getrieben werden, Wind und Wetter kein Hinderniß entgegenstellen können. Die Zölle haben daher, nebst den andern Eink. des Staates, sich jedes Jahr gemehrt, und waren seit 1801 — 14 von 2 Mill. Pf. St. bis auf 4,403,000 gestiegen.

Die Bewohner Schottlands theilt man in Hoch- und Niederländer. Sprache, Kleidung, Gewohnheiten sind bei Beiden wesentlich verschieden. Jene gleichen darin den Einw. Irlands und denen von Wales, diese dagegen fast gänzlich den Engländern. Die Sprache der erstern ist ein Zweig der celtischen oder hier sogen. galischen, wie sie im Innern und im N. Irlands gefunden wird. Die ehemalige Art sich zu kleiden herrscht noch in vielen Orten; selbst Leute von Stande tragen sich so bei besondern Gelegenheiten. Diese Kleidung besteht aus wollenem Zeuche, verschieden gefärbt, Tartane genannt, der der alten Römer nicht unähnlich. Im S. sind Kleidung und Sprache die englische, mit wenig Eigenthümlichkeiten. Da das Englische die Sprache der Gelehrten und der Vornehmen ist, die schottische aber nicht mehr geschrieben wird, so steht sie in Gefahr, ganz auszusterben. Indessen werden einige ihrer trefflichen Nationalgesänge, wovon Ferguson und Burns viele Proben aufbewahrt haben, immer zeigen, was sie war; die Sitten und Gebräuche schottischer Vorzeit aber erhalten sich in Walter Scott's Werken. Charakteristische Züge, Wendungen und Ausdrücke der Schotten treten in seinen unsterblichen Romanen mit einer Kraft, Lebhaftigkeit und Individualität hervor, daß sie die Theilnahme des ganzen Europas rege gemacht haben. Über die schottische Poesie ist zu benutzen Dav. Irving's „The lives of the scotish poets with preliminary dissertations on the litterary history of Scotland" (2 Bde., 1804) und Allen Cunningham's „Songs of Scotland" (Lond. 1825). Die Schotten sind kühn, unternehmend, thätig, und um das Glück zu erhaschen, in allen Theilen der Erde zerstreut, wo sie ihre nüchterne, besonnene Lebensweise nicht vergessen. Sie sind geistreicher und fröhlicher als die Engländer, auch sehr gastfrei. Nur wirft man ihnen vor, daß sie, ihre Zwecke zu erreichen, oft zu gefällig, nachgiebig, selbst knechtisch sind. — Durch den Parlamentsbeschluß von 1696 ward die presbyterianische Kirche eingeführt und bei der Union mit England bestätigt. Sie gründet sich auf vollkommene Gleichheit aller geistlichen Stellen; in ihrem Äußern ist sie ungemein einfach. Keine Pracht, keine Ceremonie, kein Hülfsmittel der Musik oder Malerei darf hier der Andacht zu Hülfe kommen. Es gibt in Schottland 899 Pfarreien mit 938 angestellten Geistlichen. Ein Gemeindeausschuß bildet mit ihrem Prediger die erste kirchliche Instanz. Mehre Prediger aus benachbarten Pfarreien machen ein Presbyterium aus, das über die Aufführung der Geistlichen und alle andre kirchliche Angelegenheiten wacht. Endlich bildet die Synode, ein Ausschuß aus Presbyterien, wozu aus jeder Gemeinde der Kirchenälteste kommt, das Appellationsgericht. Die Hauptversamm-

Digitized by Google

ung, wozu noch die Universitäten und königl. Ortschaften ihre Abgeordneten sen-
en, besteht aus 200 Predigern, 89 Kirchenältesten, 67 Ältesten aus königl.
flecken, 5 Predigern der Universitäten, in allem 361; sie ist der höchste geistliche
Gerichtshof, tritt jährlich im Mai zusammen und arbeitet 10 Tage lang. Die
Einkünfte der Geistlichkeit sind mäßig und bei verheiratheten gerade ausreichend;
ie fließen aus Ländereien, Renten und dem Zehnten, von dem ein Theil bei der
Reformation dazu angewiesen ward. Vor einiger Zeit ging eine Acte durch, die
us den Staatseinkünften das Fehlende zusichert, wenn der Geistliche jährlich un-
er 150 Pf. bezieht. Außer Presbyterianern finden sich noch eine Menge Anhän-
er der bischöfl. Kirche, Quäker, Wiedertäufer, Katholiken in den Hauptstädten
nd im N. des Landes, wo ihre Religion durch die Reformation nie ganz ver-
rängt worden ist. — Für Erziehung ist in keinem Lande besser gesorgt als hier;
arum ist das Volk auch ungewöhnlich gebildet. Schon unter Wilhelm und Ma-
ia ward durch eine Acte in jeder Pfarrei eine Schule angeordnet, worin Elemen-
arunterricht, in vielen auch Griechisch und Lateinisch getrieben wird. Unwissen-
eit galt seit jener Zeit für Schande. Die damals ausgeworfene Besoldung der
Volkslehrer ist seitdem um 2 Dritttheile erhöht und jedem ein Wohnhaus mit we-
igstens 2 Zimmern und einem Garten angewiesen worden. Unter den 4 schotti-
chen Universitäten, Edinburg, St.-Andrews, Aberdeen und Glasgow, behaup-
et Edinburg den ersten Rang, besonders in der Arzneiwissenschaft.

Die alte Verfassung Schottlands schwand seit der Vereinigung mit England
1707). Im Parlament wird der schottische Adel durch 16 Pairs vertreten; die
Gemeinen haben für das Unterhaus 30 Abgeordnete zu ernennen; dazu senden
noch die 65 königl. Ortschaften 14 und die Stadt Edinburg einen. Dagegen
ind die alten Einrichtungen und Gesetze geblieben. Ein Justizcollegium, errich-
et von Jakob V. 1532, verwaltet die bürgerliche Rechtspflege nach jenen alten
Gesetzen und läßt nur an die Lords eine Appellation zu, von welchen es selbst einen
us 14 Beisitzern und einem Präsidenten bestehenden Ausschuß bildet, der seit
1807 wieder in 2 Abtheilungen zerfällt. 1815 ward für bürgerliche Rechtshändel
in Geschworenengericht ernannt, das aus einem Vorsitzenden und 2 Beisitzern be-
steht. Für peinliche Fälle gibt es einen besondern Gerichtshof, der gleich den eng-
lischen Assisen durch Geschworene entscheidet; es darf jedoch der Angeklagte keinen
derselben verwerfen. Dagegen wird ihm eine Abschrift der Klage vorher mitge-
theilt; er erhält das Verzeichniß der auftretenden Zeugen und eine Liste von 45
Männern, aus denen 5 Geschworene binnen 15 Tagen von ihm zu bezeichnen
sind. Die von den Lords durchreisen jährlich das Land 2 Mal. Die Schatz-
kammer hat die Macht und Gewalt wie in England, und besteht außer den
Unterbeamten aus Baronen, von denen einer an der Spitze steht. Eine Jury
entscheidet auch hier in zweifelhaften Fällen. Das Seewesen wird von einem Ad-
miralitätshofe verwaltet, den ein Lieutenant und Gerichtsanwalt des Königs in
allen See- und Handelsangelegenheiten repräsentirt, von dessen Ausspruch dann
über Appellation an jene beiden Gerichtshöfe für Civil- und Criminaljustiz stattfin-
det, je nachdem die Beschaffenheit des Falles ist. Das Advocatencollegium ent-
spricht den engl. Instituten der Art und umfaßt zugleich die Notarien und nicht pro-
movirten Rechtsanwälte. Über Ehen und Ehescheidungen, Testamente, Begräb-
nißkosten, Schulden unter 40 Pfund ꝛc. entscheidet ein Gericht von 4 Männern,
die die Krone ernennt. Dieselbe bezeichnet auch den Großsiegelbewahrer, den Klein-
siegelbewahrer, den Kronanwalt u. s. f. Außerdem hat jede Grafschaft ihren She-
riff, dessen Gerichtsbarkeit sich auf mehre, jenen Gerichtshöfen nicht unterwor-
fene bürgerliche und peinliche Fälle bezieht. Noch unbedeutendere Fälle werden von
den Ortsbehörden verhandelt, und der Sheriff hat die Oberaufsicht. Seit 1809
gibt es auch Friedensgerichte, deren Wirkungskreis indessen nicht genau bestimmt

Digitized by Google

ist und Schuldsachen unter 5 Pf. werden vor einem besondern Gerichtshofe gleich summarisch abgeurtheilt.

Die frühesten Bewohner Schottlands gehörten wahrscheinlich zu dem großen Celtenstamme. Die Römer, die schon 50 Jahr v. Chr. in Südbritannien herrschten, besetzten 130 Jahr später auch Nordbritannien oder Kaledonien, ein Name, der im weitesten Sinne den ganzen Landstrich vom Tweed bis an das nördlichste Ende des Landes bezeichnete; das eigentliche Caledonien aber begriff nur die Landschaften Stratherne, Argyle, Breadalbane, Athol und Perth. Die Caledonier, ein roher, aber tapferer Volksstamm oder Völkerbund, setzten den Römern einen hartnäckigen Widerstand entgegen; diese erbaueten daher, um ihre Grenzen zu sichern, unter Hadrian's Regierung eine feste Mauer zwischen dem Solway und dem Tyne, und 20 J. später eine zweite ähnliche Schutzwehr. 1823 ward in der Grafschaft Fife in Südschottland eine alte römische Colonie, die Urbs Orea des Titus und Ptolemäus aufgefunden. (Die Fundamente von 30 Häusern in 3 Reihen, und ein großer dreieckiger, aus einem Felsen gehauener Tisch auf einer Säule und einem Fußgestelle ruhend, wahrscheinlich eine Art Sonnenuhr.) Die Bewohner des Landes theilten sich nach dem 2. Jahrh. in 2 Hauptvölker, die Scoten, im Hochlande jenseits der Grampianberge angesiedelt, und die Pikten, die diesseits im Niederlande wohnten. Jene scheinen aus Irland herüber gekommen zu sein. Beide Völker fochten zuweilen vereint gegen die Römer, waren aber häufig in Fehden mit einander, bis im 9. Jahrh. der Scotenkönig Kenneth II. die Pikten bezwang und beide Völker und Reiche u. d. N. Schottland vereinigte. Das Christenthum scheint im 6. Jahrh. durch irländische Mönche verbreitet worden zu sein. Die Reihe der ältern Könige ist ungewiß. Erst mit Malcolm III., genannt Canmore, dem Sohne des von Macbeth ermordeten Duncan, kommt Licht in die dunkle Sagengeschichte des Landes. Bei einem Einfalle, den er in der 2. Hälfte des 11. Jahrh. in England machte, entführte er viele Gefangene. Durch diese und viele Fremdlinge, die bald nach der Eroberung Englands durch die Normänner sich ansiedelten, wurden in Südschottland, das überhaupt früher als das nördliche Fortschritte in der Gesittung gemacht hatte, Sprache, Sitten, Kenntniß und Gebräuche der Angelsachsen eingeführt. Die Hochlande lagen noch in tiefer Barbarei. Schon im 12. Jahrh. bestand eine Lehnsabhängigkeit der schottischen Könige von den englischen, und obgleich Richard I., um Geld zum Kreuzzuge zu erhalten, diese Oberherrlichkeit ablösen ließ, so gaben doch die später erneuerten Ansprüche oft Anlaß zu blutigen Kriegen zwischen beiden Ländern. Nach dem Aussterben der männlichen Linie des alten schottischen Herrscherstammes (1289) errang der König von England, Eduard I., durch Einmischung in den Streit der Kronbewerber die Oberherrschaft über Schottland. Der großherzige Wilhelm Wallace (s. d.) erlag in dem Versuche, Schottlands Freiheit zu retten; Robert Bruce aber, ein Abkömmling des alten Fürstenstammes, gewann (1306) die Krone und sicherte durch den Sieg bei Bannockburn (1314) die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Was sein Heldengeist errungen hatte, konnten seine schwächern Nachfolger nicht behaupten, und die meist unglücklichen Kriege mit England dauerten fort, da der alte Bund Schottlands mit Frankreich, der durch die feindselige Stellung beider Länder gegen England herbeigeführt wurde, der Zwietracht immer neue Nahrung gab. Robert Bruce's Mannsstamm erlosch schon 1371, und das verwandte Haus Stuart (s. d.) kam auf den Thron. Die Kriege mit England und die häufigen vormundschaftlichen Regierungen in dem durch eigne Schuld unglücklichen Fürstengeschlechte trugen hauptsächlich dazu bei, die Macht des, wiewol nicht zahlreichen Adels mehr als in andern Ländern zum Nachtheil der königl. Gewalt und des Gemeinwohls zu erheben, da in dem armen und gewerblosen Lande erst spät ein gebildeter Mittelstand aufkam. Zwar gab es auch hier, wie in England,

Digitized by Google

schon früh eine den König beschränkende ständische Macht, die aus den unmittelbaren weltlichen Vasallen der Krone und den um mehr als ein Drittheil zahlreichern geistlichen Baronen bestand; auch nahmen schon unter Robert Bruce die, jedoch nicht zahlreichen Städte Antheil daran; aber diese achteten ihre ständischen Vorrechte so geringe, daß sie noch im 15. Jahrh. durch Zwangsgesetze zum Erscheinen im Parlament angehalten werden mußten. Die Ständeversammlung bestand nur aus einer Kammer; daher scheuten die städtischen Abgeordneten die Gegenwart des mächtigen Adels, während dieser, nur des Kriegshandwerks kundig, die Arbeiten der Gesetzgebung gern der Geistlichkeit überließ. Des Königs Vorrecht war es, das Parlament zu versammeln und Gesetze vorzuschlagen, die immer angenommen wurden. Opposition galt mit Hochverrath für gleichbedeutend, und die mißvergnügten Glieder der Ständeversammlung konnten ihre Unzufriedenheit nur durch Ausbleiben zu erkennen geben. Die Rechtspflege gehörte zwar scheinbar dem Könige; die Kriegsmacht und der größte Theil der bürgerlichen Richtergewalt aber waren in den Händen der weltlichen Barone, welchen die geringern Edlen theils durch Verleihungen von Ländereien, theils durch Stammverbindungen, theils durch Anwartschaft auf Belehnungen anhingen. Eine Eigenheit des schottischen Lehnwesens war die Abgabenfreiheit zu einer Zeit, wo andre Länder, wie z. B. Frankreich, schon mit Steuern belastet waren, und der Umstand, daß die königl. Gewalt im Kriege geschwächt wurde, in Friedenszeiten aber wuchs, da im Kriege die Soldaten ihren Häuptlingen und nicht dem Könige gehorchten. Bis zu Anfange des 15. Jahrh. hatten die Schottländer nur geringe Fortschritte in der Gesittung gemacht. Krieg war die Beschäftigung des Adels, Jagd und wilde Zechereien der Zeitvertreib der Häuptlinge. Die Folgen des Despotismus, Knechtsinn, Trägheit und Dürftigkeit zeigten sich in auffallenden Zügen. Die Landleute, wiewol stets durch Muth und Anhänglichkeit an ihr Vaterland ausgezeichnet, folgten dem Beispiele, das ihnen die Rohheit ihrer Obern gab; von den Wohlthaten ihrer Lehnherren abhängig, kannten sie keine Gewerbsamkeit. Selbst die geringsten Manufacturerzeugnisse, z. B. Hufeisen, Sättel, Zäume, kamen aus Flandern. Der Ackerbau lieferte nur die nothdürftigsten Erzeugnisse, da gerade die fruchtbarsten Landschaften, das südliche Grenzland, stets den Verheerungen des Krieges ausgesetzt waren. Noch im Anfange des 15. Jahrh. mußte durch ein Strafgesetz befohlen werden, daß jeder Pachter, der mit 8 Ochsen pflügte, jährl. eine Metze Weizen, 2 Metzen Erbsen und 40 Bohnen aussäen sollte. Brot ward als Leckerbissen gegessen. Innere Fehden störten unaufhörlich die Herrschaft des Gesetzes, und wenn die Regierung den Frieden schützen wollte, geschah es durch Mittel, die ebenso viel Rohheit verriethen; so ward z. B. 1396 der Streit zweier feindlichen Stämme des nördlichen Schottlands durch einen gerichtlichen Kampf von 30 Kriegern aus jeder Partei in Gegenwart des Königs und seines Hofes geschlichtet. Jakob I., der als Gefangener in England erzogen, seine trefflichen Geistesanlagen in hohem Grade ausgebildet hatte, suchte durch kraftvolle Verwaltung Gesittung zu verbreiten und den Landfrieden herzustellen. Ein Obergerichtshof ward errichtet, die Anlegung von Gasthöfen in den Städten (1424) befohlen; Handwerker kamen aus Flandern. In der ständischen Verfassung wurde, da die Versammlungen, trotz der Strafdrohungen, nur unregelmäßig besucht wurden, 1428 eine Veränderung gemacht, wodurch die kleinern Barone und Freisassen von der gewöhnlichen Erscheinung befreit wurden, unter der Bedingung, daß aus jeder Grafschaft 2 gewählte Abgeordnete erschienen, die zugleich das Recht erhielten, den Sprecher (Präsidenten) des Parlaments zu wählen. Weniger gelang der Versuch, das nördliche Schottland, das unter mächtigen Häuptlingen stand und von dem übrigen Lande durch hohe Berge getrennt und durch eine eigne Sprache geschieden war, der Obergewalt der Könige gänzlich zu unterwerfen. (S. Hochland.) Jakobs Re-

Digitized by Google

formen reizten den Übermuth des Lehnadels. Ein Edler, Robert Graham, durch erlittene Gefängnißstrafe erbittert, verband sich mit Andern, dem Könige die Beschwerden des Adels vorzutragen; von seiner Heftigkeit aber hingerissen sprang er in der Ständeversammlung von seinem Sitze auf, trat wüthend zu dem Throne und seine Hand an den König legend, rief er: „Ich verhafte Euch, im Namen der hier versammelten Stände Eures Reichs. Wie Euer Volk Euch Gehorsam geschworen, so seid auch Ihr durch einen Eid gebunden, nach dem Gesetze zu herrschen, nicht aber Eure Unterthanen zu kränken, sondern sie gerecht zu beschützen". Und sich umsehend, setzte er hinzu: „Hab ich nicht wahr geredet?" Er ward zwar sogleich verhaftet, zu Verbannung und Güterverlust verurtheilt; aber der Verwegene kündigte dem Könige aus seiner Verbannung in einem Briefe den Gehorsam auf und drohte ihm Rache. Mit Verschworenen verbunden, wozu selbst Jakobs Oheim gehörte, drang der Geächtete am Weihnachtsfeste 1437 ins Schloß, und der König wurde nebst seiner Gemahlin ermordet. Seine nächsten Nachfolger setzten den Kampf gegen den unruhigen Lehnadel fort, während die Fehden mit England nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen wurden. Der argwöhnische Jakob III., der nach Gewaltherrschaft strebte, obgleich sein Geist dem Unternehmen nicht gewachsen war, unterdrückte alle Stände, suchte den Einfluß des Parlaments zu vernichten und führte die noch bestehende, in unsern Tagen so heftig angefochtene Gemeindeverfassung ein, indem er den Bürgern das alte Vorrecht, ihre Stadtobrigkeit zu wählen, entriß, und dem abgehenden Rathe die Wahl des neuen überließ. Er fiel feig im Kampfe gegen den empörten Adel. Unter seinem Nachfolger, Jakob IV., einem geistreichen Fürsten, begann eine bessere Zeit für Schottland, und seine Vermählung mit Margaretha von England, Heinrichs VII. Tochter, legte den Grund zur spätern Vereinigung beider Länder. Die Rechtspflege wurde verbessert, der Landfriede gesichert und das Recht der städtischen Abgeordneten, zu den Steuerbewilligungen ihre Zustimmung zu geben, gesetzlich begründet. Schifffahrt und Fischerei wurden ermuntert; um Ackerbau und Gewerbsamkeit zu beleben, wurden die geringern Lehnsleute 1457 von persönlichen Kriegsdiensten befreit und bloß zu Abgaben und landwirthschaftlichen Diensten verpflichtet. Die unwissenden Edelleute mußten bei schwerer Strafe ihre Söhne in der lat. Sprache und in den Wissenschaften unterrichten lassen, um sie zu Richtern und Beamten tauglich zu machen, eine Maßregel, die viel zur Verbreitung von Kenntnissen beitrug; die Erziehung der geringern Volksclasse aber blieb vernachlässigt, weil man sie für unnöthig oder gar der Lehnsabhängigkeit und der geistlichen Obergewalt nachtheilig hielt. Es konnte daher, ungeachtet im 15. Jahrh. 2 Universitäten, Glasgow und Aberdeen, gestiftet wurden, allgemeine Bildung doch nicht gedeihen. Ein neuer Krieg mit England, worein der König unbesonnen sich einließ, endigte (1513) mit der Niederlage bei Flodden, die ihm und vielen Edeln des Landes das Leben kostete. Dieses Unglück brachte Schottlands Unabhängigkeit wieder in Gefahr und stürzte das Land in neue Zerrüttungen, um so mehr, da eine minderjährige Regierung folgte, während welcher Parteiungen herrschten, die England benutzte. Seitdem war stets, bis zur Vereinigung beider Kronen, eine engl. Partei in der Regierung Schottlands wirksam. Jakobs V. Vermählung mit einer Verwandten des franz. Königshauses, Maria von Guise, knüpfte den Bund mit Frankreich fester. Der engl. Partei trat nun eine franz. entgegen, deren Ränke desto verderblicher wurden, da die Guisen durch dieselbe bald Gelegenheit fanden, ihren Eifer gegen die Reformation auch in Schottland wirken zu lassen. Die neue Lehre hatte durch mehre schottische Edelleute, die in der ersten Zeit nach der Reformation in Deutschland gewesen waren, in Schottland früh Eingang gefunden, da es hier schon im 15. Jahrh. heimliche Anhänger Wiclef's (s. d.) gegeben hatte, die in mitternächtlicher Einsamkeit die Bibel in der engl. Übersetzung lasen. Die

Digitized by Google

a Schottland herrschende Unwissenheit unter Geistlichkeit und Laien setzte jedoch er Verbreitung des Lichts viele Hindernisse entgegen. Während in Deutschland, Holland, England und Frankreich die Wiederaufleb̈ung der Wissenschaften der Reformation vorausgegangen war und deren Fortschritte beschleunigte, hatte in Schottland gerade das Gegentheil statt, da der Anfang literarischer Bildung hier er Einführung der protestantischen Lehre folgte. So war die griech. Sprache lange ach der Zeit, wo man sie auf dem Festlande und in England schon mit Eifer trieb, ast noch ganz unbekannt in Schottland, bis endlich 1534 ein Edelmann, Erskine . Dun, einen gelehrten Franzosen mitbrachte, der eine Lehranstalt in Montrose nlegte, die viele Schüler bildete. Die hebr. Sprache ward erst nach der Gründung er protestant. Kirche gelehrt. Patrik Hamilton, ein zum geistlichen Stande bestimmter Jüngling von edler Geburt, war der erste Schottländer, der sich öffentlich zur neuen Lehre bekannte. Er wurde (1538) verbrannt; aber die Flammen, die ihn und bis 1540 mehre andre standhafte Bekenner verzehrten, leuchteten wie Feuerzeichen durch das Land. Es war Alles zu einer gänzlichen Umwandlung und ur gewaltsamen Einführung der neuen Lehre vorbereitet. Während die Geistlichen und an ihrer Spitze der eifrige und verfolgungssüchtige Cardinal Beaton der Verbreitung des Protestantismus sich widersetzten, gewann dieser bald unter dem Adel mächtige Anhänger. Die Bischöfe waren lange vor ihrem Falle ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht der Edelleute, während die niedere Geistlichkeit sich durch ihre Unwissenheit verächtlich und durch die Erpressungen, welche sie sich gegen die untern Volksclassen erlaubte, verhaßt machte. Das Beispiel Englands gab dem Adel die Hoffnung, sich durch die geistlichen Güter zu bereichern, und der den Schottländern eigne Hang zum Nachdenken verschaffte der neuen Lehre leichtere Aufnahme, sobald die Hindernisse gehoben waren, die der Verbreitung derselben entgegenstanden. Dies geschah durch den auf den Antrag eines Edelmanns 1543 erfolgten Beschluß des Parlaments, der dem Volke das Lesen der Bibel in der Landessprache erlaubte. Seitdem wurden Übersetzungen derselben in großer Anzahl aus England eingeführt, und überall erschienen Schriften, die den Stolz, die Anmaßung und den Aberglauben der kathol. Geistlichkeit mit Ernst und Spott angriffen. Joh. Knox (s. d.) trat nun mit seiner Unerschrockenheit und unerschütterlichen Standhaftigkeit an die Spitze der Reformation. Auf seinen Betrieb wurde 1560 eine Kirchenverfassung eingeführt, die theils von Genf, theils von der deutschen Kirche entlehnt war. Diese Verfassung war wesentlich auf Gleichheit gegründet; jeder Vorrang unter den Geistlichen wurde abgeschafft, und obgleich anfänglich sogen. Superintendenten das Aufseheramt der ehemaligen Bischöfe erhielten, so waren sie doch den eingeführten Synoden untergeordnet, wie diese der allgemeinen Versammlung (General assembly), die gleichfalls 1560 als die höchste kirchliche Behörde angeordnet wurde. Erst 30 Jahre später ward die republikanische Form der Verfassung vollendet, als an die Stelle jener Aufseher die Presbyterien kamen, die aus den Geistlichen und Kirchenältesten mehrer benachbarten Kirchspiele bestanden. Der Sieg der Reformation wurde vorzüglich durch die Zerrüttung begünstigt, worein Schottland nach Jakobs V. Tode und während der Minderjährigkeit seiner Tochter Maria Stuart (s. d.) gerieth. Ihre Mutter, die Regentin, konnte ungeachtet der franz. Kriegsvölker, die sie nach Schottland gerufen hatte, die Anhänger der neuen Lehre um so weniger bezwingen, da der Argwohn, den sie durch ihre unkluge Nachgiebigkeit gegen franz. Rathgeber erregte, viel dazu beitrug, die Sache der Reformation mit der Beschützung politischer Freiheit zu verflechten. Als ihre Tochter den Thron bestieg (1560), war der Sieg schon entschieden. Maria sah in den Mächtigen, die ihn errungen hatten, ihre Stützen; daher blieb sie, ungeachtet ihrer offen erklärten Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter, lange ihrer Zusage treu, die einge-

Digitized by Google

führte Glaubenslehre und die Gewissensfreiheit zu schützen. Wenn sie auch später durch ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen, sich verleiten ließ, einem Bunde zur Ausrottung der protestant. Lehre beizutreten und dadurch Argwohn gegen ihre Gesinnungen erweckte, so war es doch nicht ihre, dem Volk freilich verhaßte Ergebenheit gegen den Katholicismus, sondern vielmehr die Parteiung des von der Königin Elisabeth aufgereizten Adels, was ihren Sturz herbeiführte, als sie durch Leidenschaft zu Unbesonnenheiten verleitet und selbst von dem schrecklichsten Verdachte verfolgt, die Achtung des Volks verloren hatte. (S. Maria Stuart.) Sobald ihre Gegner sich der Staatsgewalt und der Vormundschaft über den unmündigen Thronfolger Jakob VI. bemächtigt hatten, und ihres Vaters unehelicher Sohn, der Graf v. Murray, an die Spitze der Regentschaft getreten war, wurde die Herrschaft des Protestantismus völlig gesichert. S. Cook's gründl. und unparteiische „History of the reformation in Scotland" (bis zu ihrer gesetzlichen Befestigung 1567, 2. Aufl., Edinburg 1819, 3 Bde.). Die spätern Schicksale des Landes bis zur Union mit England wurden meist durch die Religionsunruhen bestimmt, die es während des 17. Jahrh. zerrütteten. Jakob VI. (s. d.) war bei aller Gelehrsamkeit, womit er eitel prahlte, nicht fähig, dem zerrütteten Zustande des Landes abzuhelfen. Der wilde unlenksame Geist des Adels erweckte zahllose und grausame Fehden. Ungestraft wurde gemordet. Der König, zu schwach, durch Strafen abzuschrecken, oder zu träge, dem Frevel zu steuern, blieb müßiger Zuschauer, und seine kraftlose Verwaltung ward verächtlich. Die Zwietracht, worein er bald mit den presbyterianischen Geistlichen gerieth, gab zu neuen Störungen und zu Erschütterungen des königl. Ansehens Veranlassung und war der erste Anlaß zu seinen spätern Schritten gegen eine Kirchenverfassung, deren republikanische Form seinen Ansichten der Fürstengewalt durchaus entgegen war. Die presbyterianischen Prediger gaben ihm freilich durch den strengen Eifer, womit sie nach der freimüthigen Sitte der Zeit öffentlich gegen Verwaltungsmaßregeln sprachen, welche die Glaubensfreiheit zu bedrohen schienen, nicht selten Ursache, sein Ansehen für beleidigt zu halten. Als er 1603 den engl. Thron bestiegen hatte, konnte er zwar das Vorhaben, beide Reiche zu vereinigen, nicht durchsetzen, aber sein Übergewicht war allmälig so gestiegen, daß der beharrlich verfolgte Entwurf, die bischöfl. Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, 1610 völlig gelang. Das bischöfl. Kirchenwesen war hier jedoch von der engl. Kircheneinrichtung sehr verschieden. Die schottischen Bischöfe hatten weder richterliche Gewalt noch ähnliche Vorrechte, und ihre Einkünfte bestanden bloß aus den dürftigen Überresten des nicht veräußerten ehemaligen Kirchengutes. Die unzeitige Herstellung der Bischofswürde erregte Argwohn bei allen Classen des Volkes, und als der König in der Folge eifrig bedacht war, einen Theil der gottesdienstlichen Gebräuche der engl. Kirche in Schottland einzuführen, stieg das Mißvergnügen immer höher. Karl I. (s. d.) verfolgte den Plan seines Vaters. Er that Alles, was ihm die Zuneigung der Schottländer von allen Parteien rauben mußte. Den Adel erbitterte er durch die Einziehung der Zehnten, womit er die neuen Bischofsitze ausstattete, und durch die völlige Einführung einer neuen Form der Gottesverehrung (1637) empörte er auch die untern Volksclassen so sehr, daß ein heftiger Aufstand in der Hauptstadt ausbrach. Seine unbesonnenen Maßregeln führten zu einer festen Verbindung des Presbyterianer und zur Erneuerung des sogen. Covenants (s. d.). Der drohende Widerstand machte den schwachen König nachgiebig. Der strenge Presbyterianismus gewann 1639 wieder die Oberhand, die hierarchische Verfassung wurde gänzlich vernichtet und das Kirchenwesen durchaus auf eine freie Gemeinverfassung gegründet. Die unglücklichen Zwistigkeiten zwischen Karl und s. Volke, die das königl. Ansehen immer mehr erschütterten, befestigten die neue Kirchenverfassung. Als Cromwell (s. d.) die königl. Gewalt vernichtet hatte, konnte er

Digitized by Google

ie Schottländer, die größtentheils auf Karls II. Seite standen, um so leichter be-iegen, da die herrschenden Presbyterianer durch Zwietracht geschwächt waren. Er ließ die allgemeine Kirchenversammlung auseinandergehen und begünstigte nur die-enige Partei, die sich früher schon gegen den König erklärt hatte. Schottland litt o sehr unter dem Drucke engl. Besatzungen, daß man das Ereigniß, welches Karl II. (s. d.) auf den Thron brachte, als glückliche Rettung begrüßte, und trotz er Stimmen einzelner strenger Presbyterianer, die den König nur unter Bedin-ungen hergestellt zu sehen wünschten, wurde nichts über die künftige Form der Kirchenverfassung festgesetzt. Karl, dem Presbyterianismus so abhold als seine Vorfahren, führte die bischöfl. Verfassung 1660 wieder ein, und als er 2 Empö-ungen (1666 und 1679) durch Waffengewalt besiegt hatte, wurde Schottland on Machthabern, die des schlechten Königs würdig waren, mit einer eisernen Ruthe beherrscht, und die Freiheit der Gewissen wie des Bürgerlebens unter em-örenden Gräueln vernichtet. Jakobs II. (s. d.) Regierung war zu kurz, als aß sein Plan, auch in Schottland das Papstthum wiederherzustellen, hätte aus-eführt werden können, obgleich auch hier die Stände jeden seiner Eingriffe in die Verfassung mit knechtischer Unterwürfigkeit bekräftigten. Die Revolution ward in Schottland wie in England durch Wilhelm III. (s. d.) leicht bewirkt, und mit hr kam die Morgenröthe der Freiheit. Der Presbyterianismus ward die herr-chende Kirche; die bürgerlichen Rechte des Volks und der verfassungsmäßige Ein-luß des Parlaments wurden gesichert. Der aristokratische Geist blieb zwar bis zur Vereinigung beider Reiche vorherrschend und hemmte die Verbesserung der Lage des andes, aber das Volk war doch in einem gesicherten Rechtszustande, und Gewerb-amkeit und Handel nahmen allmälig einen höhern Schwung. Der Geist der wietracht war aber keineswegs gebannt, und es entstanden neue Parteiverbindun-en, welche die Ruhe des Landes noch oft störten. Die Anhänger der bischöflichen Kirchenverfassung waren unwillig über die den Presbyterianern verliehenen Rechte nd ergriffen die Partei des verbannten Königs. Sie wurden daher Jakobiten, nd weil sie den Huldigungseid nicht leisten wollten, Eidweigerer (Non Jurors) enannt. Sie blieben mit dem vertriebenen König in heimlichem Briefwechsel und ährten die Unzufriedenheit und Erbitterung, welche die neue Ordnung der Dinge rweckt hatte. Die Vereinigung Schottlands mit England, die nach langen Un-erhandlungen 1707 erfolgte, gab dem Parteigeist eine neue Richtung, da man ie wohlthätigen Folgen dieser Maßregel, welche durch die Unterdrückung des Ari-tokratismus die Fesseln des Volks lösen und vollenden sollte, was die Revolution egonnen hatte, voraussah. Der Gedanke, die Selbständigkeit und Unabhängig-eit des alten Reichs vernichtet zu sehen, war allen Ständen empfindlich und machte ie Union dem Volk im Allgemeinen sehr verhaßt. Religiöse und politische Par-eien vergaßen eine Zeitlang ihre gegenseitige Erbitterung bei dem gemeinsamen Un-illen über dieses Ereigniß; ja selbst die heftigsten Gegner der Stuarte hielten es ür ein größeres Übel als selbst die Zurückberufung des verbannten Königs. Die hätigkeit der Parteien, die seitdem für das vertriebene Fürstenhaus heimlich wirk-en, und besonders die Anhänglichkeit der dem herrschenden Königsstamme abhol-en Hochländer, begünstigten bald den Versuch, den der Prätendent (s. Jakob III.) 715 machte, das Reich seiner Väter wiederzuerobern. Das unbedachtsam begon-ene und schlecht geleitete Unternehmen mißlang, aber die Hoffnungen der Jakobi-en waren noch immer auf den Hof der verbannten Stuarte in St.-Germain ge-ichtet und der Aufstand zu Gunsten derselben 1745 (s. Eduard, Karl) hätte ür Großbritanniens Schicksal den entscheidendsten Einfluß haben können, wenn Karl Eduards Heer einig gewesen wäre und von Frankreich Unterstützung erhalten ätte. Die wichtigste Folge dieses Aufstandes für Schottland war die Aufhebung er Clanverfassung im Hochlande (s. d.), wodurch auch dieser Theil des

Digitized by Google

Landes den Fortschritten der Gesittung geöffnet wurde. S. Lindau's „Geschi Schottlands" (Dresden 1826 fg., 4 Bdchn.; in der „Histor. Taschenbibliothek"

Schout by Nacht (ausgesprochen: Schaut bei Nacht), s. Admiral.

Schraffiren (ital. sgraffiare), Schraffirung nennt man die Z zeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferstichen durch neben einan gesetzte oder sich durchkreuzende Striche, wobei die Striche vom Dunkelsten geg das Helle zu immer feiner werden. Hierbei kommt auf die Richtung der Strich sowie auf den größern oder geringern Abstand derselben von einander sehr viel a Schraffirte Zeichnung ist eine Federzeichnung.

Schraube ohne Ende. Die Schraube, deren Einrichtung wir als b kannt voraussetzen, ist eine von den 5 mechanischen Potenzen oder einfachen M schinen. Man kann durch sie erstaunliche Lasten bewegen und einen Druck hervo bringen, der ungeheure Gewichte erfodern würde. Der Cylinder, welcher den Kö per der Schraube ausmacht, heißt die Spindel; um sie herum läuft der Schra bengang schneckenförmig. Ein andrer Körper mit einer cylindrischen Öffnung ve der Weite, daß die Spindel hineinpaßt, und mit einem Schraubengange versehe in dessen Vertiefungen die erhabene Schraubenlinie der eigentlichen Schraube pas heißt die Schraubenmutter. Eine aus einer Schraubenspindel und einem Stirnrade so zusammengesetzte Schraube, daß die Schraubengewinde zwischen de Zähnen des Rades eingreifen, einen Zahn nach dem andern fortschieben und au diese Art das Rad umdrehen, heißt Schraube ohne Ende, weil bei der stete Wiederkehr des Rades die Schraubenspindel unaufhörlich fortbewegt werden kann ohne daß sie, wie die gemeine Schraube, einmal auf einen festen Punkt kommt Über die Theorie der Schraube s. die Lehrbücher der Mechanik; auch gibt Lorenz's „Grundr. der mechanischen, optischen und astron. Wissensch." (2. A., Helmst. 1799 m. K.) eine gute Anleitung.

Schrecken, eine heftige, unangenehme Empfindung des Gemüths, von einem plötzlich ergreifenden, besonders von einem Gefahr drohenden Gegenstande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Gemüth so heftig und wirkt schnell auf das Nervensystem so nachtheilig, daß der ganze Körper daran Theil nimmt; er übt auf das Nervensystem eine vernichtende, lähmende Gewalt aus, sodaß Betäubung, Ohnmacht, Stillstand des Herzschlags, Erstarrung der Muskeln, Lähmung, Schwindel, Schlagfluß, selbst Verrücktheit danach folgen können. Ein Mensch, welcher von einem heftigen Schrecken überfallen wird, bekommt ein Gefühl wie einen elektrischen Schlag durch den ganzen Körper, sein Bewußtsein verliert sich auf einen Augenblick oder es versenkt sich doch in das Gemüth, daß er nur das Eine, was ihn so schmerzlich und heftig ergriff, denken und fühlen kann. Eine Starrheit der Muskeln bemächtigt sich seiner im nächsten Augenblick; nach dem ersten Zusammenfahren bleibt er eine Zeitlang in der nämlichen Stellung; nach dem ersten unwillkürlich ausgestoßenen Ausruf bleibt die Sprache gleichsam in dem geöffneten Munde stecken. Der Herzschlag und das Pulsiren der Arterien wird so schwach, daß die sprichwörtliche Redensart davon herkommt: „Das Blut stand mir vor Schrecken in den Adern stille"; daher tritt auch ein Erblassen des Gesichts sogleich mit ein, das nur dann erst der lebensrothen Färbung wieder Platz macht, wenn der erste Eindruck des Schreckens vorbei ist. Die Röthe des Gesichts tritt um so schneller wieder ein, wenn der Gegenstand des Schreckens sich bei näherer Betrachtung in einen freudigen verwandelt; denn auch eine plötzlich eintretende Freude wirkt im ersten Augenblicke dem Schrecken gleich. Der Schrecken aber, der von einem wirklich unangenehmen Gegenstande herrührt, wirkt länger nach, obgleich die folgende Nachwirkung immer schwächer wird, da jeder Affect sich in der Dauer selbst schwächt, was bei dem Schrecken um so eher geschieht, da der Gegenstand bei näherer Betrachtung fast nie Das ist, was er bei dem ersten Anblick zu sein schien. In Rücksicht auf den

Digitized by Google

örper wirkt der Schrecken zunächst auf das Nervensystem vom Gemüth aus. Die lötzliche Furcht vor einem drohenden Unglück bringt jenes so außer Fassung, daß as Bewußtsein außer Stand gesetzt ist, in demselben Augenblicke den Gegenstand, ie Verhältnisse der Außenwelt und den Zustand des Gemüths klar zu überschauen, s bleibt daher fixirt auf die dunkle Vorstellung von dem Schrecken erregenden Gegenstande, sodaß es für alles Andre verschlossen bleibt. Die einzige starke Erregung, sie mag nun sinnlich durch einen wirklich zur Anschauung kommenden Gegenstand, oder durch ein bloß in der Einbildungskraft durch Worte, selbst durch igne Phantasie erregtes Bild der Vorstellung geschehen sein, ist aber so heftig, daß ie vor allem Andern hervorragt. Sowie aber die gewöhnlichen Vorstellungen schnell urch eine hervorbrechende verdunkelt werden, so werden auch die Organe der Seeenverrichtungen im Gehirne selbst gehemmt, da die Functionen des Geistes mit deen der Seelenorgane in so genauer Verbindung stehen. Alle traurige Affecten wirken geradezu schwächend auf das Nervensystem, daher muß nothwendig der Schrecken, als der stärkste Affect, dies im höchsten Grade thun und in einem Augenblicke ie schrecklichste Wirkung vereinigen, welche langsamer wirkende unangenehme Affecten auf Wochen und Monate vertheilen. Doch ist die Wirkung des Schreckens uch nicht bei allen Menschen gleich heftig; es kommt hier auf die Fassungskraft, elche man Gegenwart des Geistes nennt, und auf die Kraft des Nervensystems n, vermöge deren es fähig ist, eindringenden plötzlichen Angriffen mehr oder weniger zu widerstehen. Daher das, was den einen heftig erschreckt, den andern nur lutzig macht, nämlich seine Aufmerksamkeit in hohem Grade und plötzlich erregt, as jedoch das Bewußtsein für die übrigen Verhältnisse nicht verdunkelt, auch auf en Körper keine so fürchterliche Wirkungen hat, als der Schrecken. — Da der Schrecken seine Wirkungen auf den Körper schnell äußert, so ist es jedesmal nöthig, en nachtheiligen Folgen derselben zuvorzukommen. Hierzu sind demnach Mittel nöthig, welche das Gegentheil von jenen Einwirkungen hervorbringen können. Das erschütterte Gemüth muß von dem einzigen Gegenstande des Schreckens losgerissen werden, das Bewußtsein muß sich auf andre Gegenstände wenden, sodaß er Gegenstand, welcher den Schrecken erregte, selbst von einer andern Seite angeschaut und untersucht wird. In physischer Rücksicht muß man suchen, die Lähmung es Nervensystems, die krampfhafte Erstarrung des Muskel- und Arteriensystems wieder aufzuheben, das nach dem Herzen zuströmende oder daselbst stockende Blut zu ertheilen. Am besten und jederzeit anwendbar ist ein warmes Bad, wenigstens ein warmes Fußbad, von Zeit zu Zeit eine Tasse Melissen- oder ähnlicher Thee, Reiben des Körpers mit warmen Tüchern, oder mit einer Bürste, mit würzigen Essenzen besprengt. Man lasse öfters an dergl. stärkende Essenzen oder Spiritus riechen, z. B. an das sogen. englische Riechsalz, Salmiakspiritus mit Lavendelöl, kölner Wasser u. dgl. Innerlich kann man auch zunächst etwas kräftig Ableitendes und Beruhigendes, z. B. Salz in Wasser aufgelöst, Salpeter mit Weinsteinrahm, geben, dann aber, wenn der erste Sturm vorüber ist, lasse man zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Essigäther in Wasser, oder Thee, oder Hoffmann'schen Liquor nehmen. H.

Schreibart, s. Styl.

Schreibekunst ist die Kunst, durch Buchstaben oder a. Zeichen, auf Papier oder e. a. Masse, s. Gedanken zu äußern oder mitzutheilen. Auf sie bezieht sich 1) die Schönschreibekunst oder Kalligraphie (s. d.); 2) die Rechtschreibekunst oder Orthographie (s. d.), welche auch ein Theil der Grammatik oder Sprachlehre (s. d.) ist; 3) die Geschwindschreibekunst oder Tachygraphie (s. d.); 4) die Geheimschreibekunst (Kryptographie) oder Steganographie (s. d.) und 5) die Schreibmalerei (s. d.). Die erste Grundlage der Schreibekunst waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenhei-

Digitized by Google

ten aufbewahrte, aus denen spätherhin die Hieroglyphen (s. d.) entstanden sein sollen. Als eigentliche Erfinder der Buchstabenschrift, welche die Töne der Rede, nicht die Vorstellung oder Sache, wie die Bilderschrift, bezeichnet, nennt man die Phönicier, von diesen kam sie, nach der Sage schon durch Kadmus, zu den Griechen, jedoch kann die eigentliche Buchstabenschrift nicht viel über das Solon'sche Zeitalter hinaufgerückt werden; dann zu den Hetruskern und Römern. Man schrieb zuerst auf Stein, Blei, Erz, Baumrinde, hernach auf den ägyptischen Papyrus, im 3. Jahrh. v. Chr. auf Baumwollenpapier, seit dem 8. Jahrh. n. Chr. und seit dem 14. Jahrh. auf Leinen- oder Lumpenpapier. (S. Amelang, „Von dem Alterthume der Schreibekunst in der Welt", Leipz. 1800; Hug's „Erfindung der Buchstabenschrift", Ulm 1801, und Weber's „Vers. einer Geschichte der Schreibekunst", Göttingen 1807.) Mit der Herrschaft der Römer wurde die Schreibekunst immer mehr verbreitet. In Deutschland (auf welches wir uns hier allein einschränken) war anfangs die Runenschrift (s. d.) bekannt; jedoch wurde bald die lateinische Schrift sowie die lat. Sprache bei dem Schreiben üblich, theils weil Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, theils weil die deutsche Sprache noch zu rauh und an Worten sehr arm war. Eine kurze Geschichte der Schreibekunst unter den Altdeutschen bis auf Karl d. Gr. s. in Radlof's „Ausführlicher Schreibungslehre der deutschen Sprache". Erst unter Karl d. Gr. wurde sie durch Kero und Otfried gebildet; im 9. Jahrh. fing man an sie zu schreiben, jedoch bloß mit latein. Buchstaben. Überhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge, nicht bloß mit latein. Schrift, sondern auch in latein. Sprache abgefaßt, weil die Geistlichen, die allein der latein. Sprache mächtig waren, sich durch den Gebrauch derselben in dem Alleinbesitz der wichtigsten Staatsämter zu erhalten suchten. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, setzt man gemeiniglich ins 13. Jahrh., unter die Regierung Kaiser Friedrichs II., dagegen Andre diesen Zeitpunkt später annehmen. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wol am meisten durch die Buchdruckerkunst befördert. Deutschland hat, wie Breitkopf bemerkt, nur 2 eigne Schriftarten, die Fractur- und Currentschrift, indem die Kanzleischrift bloß eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fractur ist, in der die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind. Die Fracturschrift bildete sich aus der im 11. Jahrh. entstandenen sogen. neugothischen und Mönchsschrift. Spätherhin und erst am Ende d. 15. Jahrh. kam auch bei dem Drucke die Current- oder Cursivschrift in Gebrauch; man hatte nämlich bisher bloß mit gerade stehender Schrift gedruckt, allein der ältere Aldus Manutius in Venedig erfand auch die schiefliegende oder Cursivschrift. Im 16. Jahrh. erhielt endlich die deutsche Schrift ihre vorzüglichste Ausbildung durch Albrecht Dürer (s. d.); dieser setzte anfangs für die Fractur, nachher aber auch für die übrigen Schriften die Proportion fest, worauf sie durch s. Schüler und die Schönschreiber die jetzige regelmäßige Gestalt erhielten.

Schreiber (Aloys Wilhelm), Hofrath und Historiograph zu Karlsruhe, geb. d. 12. Oct. 1764 zu Kapell unter Windek, in einem der anmuthigsten Thäler des untern Schwarzwaldes, kam auf das Lyceum in Baden, wo damals alle Lehrstellen noch in den Händen der Exjesuiten sich befanden und der ganze Unterricht sich auf Latein und Griechisch beschränkte. Unterdessen wurde Wiehrl, bekannt durch die nachherigen Verfolgungen, welche die Intoleranz ihm bereitete, als Lehrer der Philosophie nach Baden gerufen, und erst jetzt erfuhren die Schüler, daß es auch eine neuere Literatur gebe und sogar eine deutsche. Schr. wurde, bei Beendigung des philosophischen Cursus, mit 3 andern jungen Männern nach Freiburg geschickt, um sich dort für das Lehramt zu bilden. Von der Universität kam Schr. als Lehrer an die Schule nach Baden zurück. Später ging er nach Mainz, wurde Hofmeister bei dem verst. Grafen von Westphalen, kehrte, als eben der Krieg mit Frankreich

Digitized by Google

ausgebrochen war, in s. Vaterland zurück und lebte dort einige Jahre in stiller Zurückgezogenheit. Verschiedene Verbindungen veranlaßten ihn, während des Congresses in Rastadt seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen, wo er auch u. A. in Gesellschaft mit dem hanöverischen Ministerresidenten v. Schwarzkopf das „Congreßhandbuch" redigirte. 1800 wurde er zum zweiten Male Professor (der classischen Literatur) in Baden, und 1805 erhielt er von seinem ihm immer wohlwollenden Fürsten den Ruf als Prof. der Ästhetik nach Heidelberg, den er auch annahm. Das akademische Leben und Treiben hat viel Ähnliches mit dem Schauspielerleben, und es gab eine Zeit, wo man diese Bemerkung besonders in Heidelberg machen konnte. Mehre Lehrer sahen sich dadurch veranlaßt, anderwärts ein Unterkommen zu suchen. Schr., der nie ruhenden Intrigue müde, that Dasselbe. Er bat s. Fürsten um die seit Posselt's Tod erledigte Stelle eines badischen Historiographen und erhielt sie. 1813 verließ er Heidelberg und zog nach Karlsruhe, wo er einzig der Wissenschaft, der Kunst und s. Familie lebt. Unter den zahlreichen Schriften Schr.'s sind s. Gedichte, vorzüglich die in alemannischer Mundart, und Erzählungen, s. topographischen und historischen Werke, besonders die „Anleitung zur Rheinreise" und die „Rheinischen Sagen" am günstigsten aufgenommen worden. Seine „Poetischen Werke" erschienen Tüb. 1817. Seit 1816 hat er das Taschenbuch für deutsche Frauen, „Cornelia", herausgegeben.

Schreiber (Christian), Kirchenrath und Oberpfarrer der Ephorie Lengsfeld im Großherzogthum Sachsen, geb. zu Eisenach d. 15. April 1781, ist bekannt durch lyrische, größtentheils in Schiller'scher Manier geschriebene Poesien, insbesondere durch „Religion, ein Gedicht in 2 Gesängen" (Gotha 1816), und durch s. „Christliches Liederbuch" (Eisenach 1816), sowie durch „Predigten, Homilien und geistliche Reden" (Eisenach 1817). Auch gab er gemeinschaftlich mit Veillodter und Hennings eine „Allgem. Chronik der 3. Jubelfeier der Reformation" (Gotha 1818, 2 Bde.) heraus.

Schreiber (Philipp Wilhelm), geb. zu Wilhelmshöhe bei Kassel d. 9. Juni 1786, widmete sich der Handlung, späterhin den Kameralwissenschaften, besonders der Landwirthschaft. Durch vielfältige Reisen und Umgang mit Menschen aus allen Classen bildete er sich für das Geschäftsleben. Er bewies dies in der Sache der westfälischen Domainenkäufer. Das vormals kurfürstl. hessische Domainengut Freyenhagen unweit Kassel, welches Schreiber's Schwager, der Oekonom Schneider, als Pachter gleichsam urbar gemacht und in welches er den größten Theil s. Vermögens verwandt hatte, war 1807 kais. franz. Domaine geworden. Napoleon dotirte damit den franz. Obrist v. Zimmer. Der neue Eigenthümer ließ, mit Genehmigung des Kaisers, Freyenhagen zum Verkauf ausbieten. Der frühere Pachter war mit s. Familie ruinirt, wenn das Gut in andre Hände kam. Daher entschloß sich Schr., dasselbe zu kaufen. Er reiste 1811 nach Paris und brachte es dahin, daß der Donateur ihm Freyenhagen käuflich überließ. Aber kaum sah er sich im Genuß dieses im guten Glauben und mit Beobachtung aller Formen des Rechts von ihm erkauften Eigenthums, als die Auflösung des westfälischen Staats erfolgte. Wie sehr die Freude über die Restauration des angestammten Fürstenhauses in Kurhessen durch die Nichtanerkennung der Handlungen der westfälischen Regierung bei Manchen getrübt ward, ist bekannt. Auch Schr.'s Kauf von Freyenhagen wurde für nichtig erklärt, und obschon er sich mit vieler Gewandtheit noch einige Zeit im Besitz s. Eigenthums zu erhalten suchte, ward er doch desselben zuletzt mit Anwendung der bewaffneten Macht den 4. Sept. 1816 entsetzt. Gleiches Schicksal mit ihm theilten alle übrige Domainenkäufer in Kurhessen. Schr. war der Einzige, der den Muth hatte, diese Angelegenheit öffentlich zu vertreten. Mit Vollmachten von einer großen Anzahl der Betheiligten versehen, begab er sich, nachdem alle Versuche in Kassel, auf gütlichem Wege etwas zu erlangen, mißlungen waren,

1814 nach Wien zum Congreß. Hier ward er an den deutschen Bundestag verwiesen. Schr. nahm hierauf, zur bessern Betreibung des Geschäfts, seinen Wohnsitz in Frankfurt. Über die ausdauernde Thätigkeit, mit welcher er dort seitdem die Interessen s. Committenten rastlos verfocht, ist nur eine Stimme. Da der Bundestag anfangs den Ansprüchen der Domainenkäufer auf eine ihrem Verluste angemessene Entschädigung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen schien, so ist es wol nur späterhin eingetretenen ungünstigen Zeitverhältnissen zuzuschreiben, wenn die Reclamanten bisher noch nicht zu dem erwarteten Ziele gelangt sind. Die an den Bundestag gerichteten Eingaben, sowie viele andre von Schr. über diesen Gegenstand verfaßte Schriften, sind zu Frankfurt a. M. im Druck erschienen. Schr.'s Bestrebungen fanden in Deutschland viele Theilnahme. Die Universität Jena ertheilte dem Verf. im Juni 1819, als ein Zeichen ihrer Anerkennung, die philosoph. Doctorwürde. Schr. brachte die von ihm betriebene Angelegenheit bei den Cabinetten mehrmals in Anregung. Man sah ihn 1818 in Aachen während des dortigen Monarchencongresses; 1819 zu Karlsbad, als der Ministerialcongreß gehalten wurde, und zu Wien während der Ministerialconferenzen 1819 und 1820. Er betrieb hierauf (1821—24) die Angelegenheit persönlich an den Höfen von Kassel, Hanover, Braunschweig und Berlin. (Vgl. s. Vorstellung an den Bundestag, vom 20. Nov. 1823.) Inzwischen war zu Berlin eine aus Abgeordneten der 4 bei der Auflösung des Königreichs Westfalen betheiligten Regierungen zusammengesetzte Commission in Thätigkeit getreten, und D. Schr. handelte jetzt als Bevollmächtigter in allen mit der Auflösung des Königreichs Westfalen in Beziehung stehenden Angelegenheiten; unter diesen ist die westfäl. Centralschuldensache besonders wichtig. Die Nothwendigkeit einer endlichen Feststellung der sämmtl. westfäl. Angelegenheiten wurde allgemein, selbst von den betheiligten Regierungen anerkannt. Die Sache der westfäl. Domainenkäufer ist nämlich, nach der richtigen, auch dem Bundestage zu erkennen gegebenen Ansicht des k. preuß. Cabinets, wegen der in den öffentlichen Schatz des vormaligen Königreichs Westfalen geflossenen Kaufgelder und der dadurch erweislichen versio in rem, als eine von der Gesammtheit der Regierungen, welche sich in das westfälische Gebiet getheilt haben, zu tragende Centrallast anzusehen; vorausgesetzt, daß die einzelnen Regierungen es nicht ihrem Interesse gemäßer finden, den Foderungen der Domainenkäufer auf ihrem Gebiete durch gütliche Übereinkunft Genüge zu leisten. Preußen gab hierin das Beispiel. Auf die letzte Bittschrift Schr.'s an die Bundesversammlung vom 30. Jan. 1826 wurden sämmtliche Reclamanten, durch den Beschluß der Bundesversammlung vom 10. Aug. 1826, von selbiger wegen Mangel an Competenz abgewiesen, den betheiligten Regierungen aber ward empfohlen, dahin zu wirken, daß die Regulirung der westfäl. Centralangelegenheiten durch die zu diesem Zwecke in Berlin bestehende Commission bald bewirkt werde.

Schreyvogel (Joseph), geb. 1768 in Wien, wo er auch studirte und sich 1793 und 1794 durch s. Theilnahme an Alxinger's „Östreichischer Monatschrift" zuerst als Schriftsteller bekannt machte. Gegen das Ende 1794 ging er nach Jena, wo er sich 2 Jahre aufhielt. Hierauf kehrte er nach Wien zurück und privatisirte daselbst, bis er nach Kotzebue's Abgang 1802 die Stelle eines k. k. Hoftheatersecretairs zum ersten Mal antrat. Die Unternehmung des Kunst- und Industriecomptoirs in Wien, worauf er sich in Verbindung mit einigen Jugendbekannten schon früher eingelassen, nöthigte ihn, s. Stelle beim Hoftheater 1804 niederzulegen. 1807 gab er u. d. N. Thomas West das „Sonntagsblatt", eine Wochenschrift im Geschmack des engl. „Spectator" heraus und setzte dieselbe als Hauptverf. bis Ende 1808 fort, wo er die Herausgabe den Herren Ludwig Wieland und D. Lindner überließ. Zu Anfang 1814 trat er seine Kunstanstalt einem seiner Gesellschafter ab und wurde bald darauf wieder als Hoftheatersecretair und Dramaturg bei den

Digitized by Google

vereinigten k. k. Hoftheatern angestellt. Während dieser neuen Anstellung hat er unter dem Namen C. A. West außer dem Originallustspiele: „Die Gleichgültigen", in 3 Aufz., mehre Übertragungen aus dem Spanischen, worunter „Donna Diana", „Don Gutierre" und „Das Leben ein Traum", auf die Bühne gebracht. 1819—24 besorgte er die Redaction des Taschenbuches „Aglaja" und beschäftigte sich mit einer Sammlung s. größtentheils noch ungedruckten Schriften.

Schreibmalerei (die Malerei mit der Feder) dankt ihren Ursprung den Schreibemeistern oder Schönschreibern. Zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst war besonders in Nürnberg eine Classe derselben, die man Modisten nannte; diese suchten nicht bloß schön zu schreiben, sondern auch ihre Schrift durch allerlei Farben, Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei; sie schrieben nämlich mit so kleinen Buchstaben, daß man solche kaum ohne Vergrößerungsglas lesen konnte. Der Gebrauch derselben erhielt sich im 17. und zu Anfange des 18. Jahrh.; man findet noch in öffentlichen Bibliotheken und Bildercabinetten ganze Bildnisse mit Einfassungen, die aus ganz kleiner Schrift bestehen, welche die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben oder biblische Stellen enthält. Da diese Arbeit mit vieler Mühe verbunden war, so wählten sich die Schönschreiber einen freiern Spielraum und fertigten zu Verzierung ihrer Schriften, besonders zu Anfang und am Ende derselben, mit der Feder ganze Landschaften u. dgl. Der bessere Geschmack hat jedoch sowol die Kleinschreiberei als auch die eigentliche Schreibmalerei in Vergessenheit gebracht.

Schrift (heilige), s. Bibel und (Altes und Neues) Testament.

Schrift. Sprache und Schrift, wie alle zum Stammgute des Menschengeistes gehörige Ideen, ziehen sich, aller Zeitbestimmung spottend, gleichsam in ihre Ewigkeit zurück; ihr Wesen und Ursprung wird daher auf dem gewöhnlichen Wege historischer Forschung nicht ausgemittelt, wenn auch einzelne verlorene Spuren davon aufgezeigt werden. Sprache ist veranschaulichtes Denken oder Erkennen, und weist demnach auf sinnliche Anschauung hin. Dem gemäß spricht sich mit jedem Schritte, den sie auf dem Wege aus dem Gemüth heraus thut, ein allmäliges Versenken des Subjectiven in das Objective aus. Sie braucht nämlich Organe des Leibes und Elemente, wie Luft und Licht, um als Ton- und Geberdensprache sich zu versinnlichen, oder hörbar und sichtbar zu werden. Als Geberdensprache ist sie schon ein starrerer leiblicher Gegenstand geworden, und Geberdensprache eignet darum, nach Beobachtungen der Reisenden, vorzüglich sinnlichern Völkern und Stämmen. So bildet und ist sie also Figur. Wird aber die Tonsprache für einen andern Sinn als das Ohr festgehalten, so entsteht Schrift, d. h. eben für das Auge festgehaltene Tonsprache, mithin schaltet Schriftsprache im Raume als Bildzeichen und Buchstabe. Diese beiden müssen ursprünglich in der Idee Eins und Elemente der Ursprache des in Zeit und Raum bildenden Geistes sein. Wer aber kann die Zeit und Umstände jener Schritte genau angeben und bestimmen? und, wenn Einer es könnte, wäre damit wol das Wesen der Idee ausgemittelt? Da nun das Bildzeichen oder die Hieroglyphe mehr die Anschauung, der Buchstabe aber den Begriff in Anspruch nimmt, so setzt Buchstabenschrift schon eine höhere Ausbildung des Geistes voraus, wenngleich auch die Hieroglyphik mehre Stufen durchlaufen mußte, um sich zu vollenden. Dies ergibt sich bald, wenn man das Verhältniß von Bild und Kunst, wie von Wort und Wissenschaft ernstlich erwägt und ihre Wechselwirkung auffaßt. — Sind wir nun aber hiermit rücksichtlich der Schrift in eine Urwelt zurückgewiesen, so muß Entstehung, Bewahrung und Element der Schrift nothwendig heilig sein. Darum schreibt die Sage durchgängig die Erfindung derselben einem Gott zu, wie auch die Folgezeit die Sage mißverstanden und diesen allenthalben und allezeit waltenden Gott z. B. zu einem Kadmus individualisirt, den wahren Mythus also zur Fabel umgedeutet haben möge. Darum ferner darf es

Digitized by Google

nicht befremden, Priester, diese ersten und letzten Siegelbewahrer des geistigen Eigenthums der Menschheit, auch als Schriftbewahrer zu finden. Darum endlich ist es ganz in der Ordnung, daß die Urwelt, welcher Alles heilig und Ausdruck der Idee war und wurde, die ganze umgebende Welt als Bild und Symbol zur Veranschaulichung und Vergegenständigung des Geistes und der Idee brauchte. Die Natur war gleichsam die erste kolossale Schrift, in ihren schematischen Grundzügen sowol als in deren Ausfüllung sinnig ergriffen und geahnet. Darum spielen die 8 Kuas des chinesischen Fohi, als ungebrochene und gebrochene Linien Symbole des Vollkommenen und Unvollkommenen, um Physisches und Ethisches; und Keilschrift, welche der Übergang von der Hieroglyphe zur Buchstabenschrift zu sein scheint, sowie Strick- und Knotenschrift, gehören wol auch zu den Versuchen des stammelnden Geistes. Grundzüge bleiben hier wie auch in der Buchstabenschrift die senkrechte, wagerechte und Kreislinie. Die Buchstabenschrift selbst, wie sie in den verschiedenen Alphabeten vorliegt, verräth, wie J. A. Kanne gezeigt hat, die Verwandtschaft mit religiösen Ideen über Zeugung und Schöpfung in Zeit und Raum. — Derselbe heilige Sinn und Instinkt nun spricht sich weiter auch in der Schreibweise oder dem Anreihen und Nebeneinanderstellen und Fortführen der Wörter in Linien aus. Auch diese kommen, wie die einzelnen Buchstaben selbst das Grundschema und den Typus nicht verleugnen konnten, auf das Senkrechte, Wagerechte und Kreisförmige zurück. Man hat nämlich als älteste Schreibweisen 1) die Kionádon- oder Säulenschrift, wo Buchstabe unter Buchstabe, Wort unter Wort gesetzt wird, wie bei den Chinesen; 2) Furchen- auch Pflugschrift von Osten nach Westen, von Westen nach Norden, von Norden nach Süden (s. Bustrophedon); 3) Sphárádon- oder Kreisschrift, welche beide letztern nur weitere Ausbildung und Vollendung der beiden erstern sind. Gedichte in Beil-, Ei-, Ziegel- oder andrer Form sind spätere Spielereien, aus welchen der Sinn entwichen war. Der außer den Grenzen der Geschichte liegende Übergang der bildlichen Hieroglyphe einer sinnbildlichen Schriftmalerei zur eigentlichen Schrift, die vielleicht nur eine Vereinfachung oder Abkürzung jener war, muß in Ostasien bei den Völkern mit einsylbigen Sprachen gesucht werden. Gleiches Bedürfniß und gleiche Verhältnisse können diese Erfindung auch bei mehren gleichzeitig gemacht haben; jedoch sind die allgemeinen Zeugnisse des Alterthums, die nach Phönizien hinweisen, nicht ganz zu verwerfen. Schreibmaterialien waren im Verlaufe der Zeit Steine, Metalle, Baumrinden und Blätter, Holz, Wachs, Elfenbein, Muscheln, Scherben, Leinwand, Thierhäute, Pergament, ägyptisches oder Nilpflanzenpapier, Baumwollenpapier, Lumpenpapier. Geschrieben ward mit Meißeln, Eisen- oder Beingriffeln, Schilfrohr, Gänsekiel. Auch Dinte war früher erfunden, aus mancherlei Bestandtheilen, z. B. aus dem Safte der Seespinne, aus Zinnober oder Purpurfarbe. Der Morgenländer trägt noch sein Schreibezeug im Gürtel. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst gab es Schön- und Schnellschreiber (Kalligraphen und Tachygraphen). Aus dem Nilpapier wurden Bogen (scapi), aus diesen Rollen (volumina) gemacht und um einen Stab aus Buchs, Elfenbein oder Gold, der am Ende angeleimt ward und Nabel hieß, gewunden. Viereckige Bücher sollen zu Zeiten der Könige von Pergamus aufgekommen sein. Die Buchrollen im Herculanum werden, nachdem nun zuletzt Davy, auf chemische Untersuchungen und Ansichten gestützt, mehre aufzurollen versucht hat, auch von Seiten der Paläographie vielleicht manches Merkwürdige zu Tage fördern, wie es denn überhaupt damit für die Philologen aller Art neue Arbeit gibt. (S. Manuscripte und Paläographie.) — Fassen wir also das Ergebniß kurz zusammen, so ist die Schrift uralt in Zahl und Figur veranschaulichter Menschengeist, gebunden an einen Grundtypus aller Zeit und Raumdurchdringung, d. h. alles Lebens, aber ihre Ausbildung und ihr Gebrauch, vom Stoffe abhängig, erreicht erst allmälig die Leichtigkeit und den Umfang, die sie zum

Digitized by Google

Buchschreiben befähigen. Name des Erfinders, Erfindungsjahr des Alphabets und der Schrift lassen sich nicht angeben. Die Elemente derselben sind religiös und müssen in Religion, als dem Wesen des Geistes, sich schließen und ergänzen. Wa.

Schriften in den Druckereien, Lettern. Man unterscheidet in den Druckereien die verschiedenen Arten der Schriften einmal nach der Größe, dann nach der Lage der Buchstaben. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Namen sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Perl, Colonel, Nonpareil, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon ꝛc. Sind es deutsche Schriften, so nennt man sie Perl-Fractur; lateinische, Perl-Antiqua; griechische, Perl-Griechisch ꝛc. In Ansehung der Lage unterscheidet man die geradstehende Schrift von der Cursiv. Die Schwabacher Schrift ist eine nach altgothischer Art gebildete Fracturschrift.

Schriftgießerei, Schriftgießerkunst, oder die Kunst, Buchdruckerlettern zu gießen, wurde von Peter Schöffer gegen 1452 zugleich mit der Buchdruckerkunst erfunden. (S. Buchdruckerkunst.) Das Verfahren bei der Schriftgießerei ist ungefähr folgendes: Der Buchstabe wird zuerst erhaben auf einem stählernen Stempel (poinçon) geschnitten, und dieser dann so gehärtet, daß man ihn in Kupfer einschlagen kann; dieser Abschlag oder diese Form wird die Matrice genannt, in welche die Buchstaben hernach mittelst der Gießlade (moule) gegossen werden. Die gegossenen Buchstaben werden dann auf Sandsteinen abgeschliffen, auf den Winkelhaken zusammengesetzt und in dem Bestoßzeuge (coupoir) durch Abhobeln und Abschaben der Rauhheiten, unnöthigen Ecken und des Grades (rebord) fertig gemacht, im Schiff in Columnen aufgesetzt und aufgebunden. — Das Metall übrigens, aus welchem die Buchdruckerlettern gegossen werden, ist eine Zusammensetzung aus Blei und martialischem Spießglaskönig, welcher dem Blei die nöthige Härte gibt. 1467 brachten zu Rom 2 Deutsche, Arnold Pannarz und Konrad Sweinheim, zuerst die Antiqua zu Stande. Der Italiener Aldus Manutius, welcher 1515 starb, hat die Cursivschrift erfunden. Die rechten Schriftmaße der zierlichen deutschen Schrift brachte Joh. Neudorfer 1538 zu Nürnberg hervor. Der Schriftgießer Schwabach erfand die sogen. Schwabacher Schriften. In den ersten 200 Jahren der Buchdruckerkunst hatte Leipzig eigne Schriftschneider und eigentliche Schriftgießereien nicht; die erste, wovon man Nachricht hat, besaß der Buchdrucker Hahn 1656, die er an den Buchdrucker Janson verkaufte. Aus dieser entstand in jenem Jahrh. noch die berühmte Eberhard'sche; allein die Abschläge zu den Schriften ließ sowol diese als die zugleich entstandene Porsdorf'sche Gießerei von Nürnberg kommen, wo es immer geschickte Schriftschneider gab. Der Buchdrucker, der sich zuerst aufs Stempelschneiden legte, war Müller; die bei seinem frühen Absterben hinterlassenen Stempel und der Anfang einer kleinen Gießerei kamen durch Heirath seiner Witwe 1719 an den ältern (Bernh. Christoph) Breitkopf, dessen Sohn, Joh. Gottl. Immanuel, sich durch große Erweiterung und Verbesserung seiner Schriftgießerei (welche noch jetzt eine der vollständigsten in Europa ist), durch Erfindung der musikalischen Typen, der Landchartentypen und der beweglichen Lettern zur chinesischen Schrift, hauptsächlich aber als Historiograph seiner Kunst große Verdienste erworben hat. Das größte Verdienst bei der Schriftgießerei besteht in der Kunst, Stempel zu schneiden, und hierin haben sich in den ersten Zeiten die Elzevir und Stephanus, später in England Baskerville, unter den Deutschen Zink und Schmidt, neuerlich aber die Didot in Paris und Bodoni in Parma ruhmvoll hervorgethan. Die vorzüglichsten Schriftgießereien in Deutschland sind, außer der Breitkopf'schen, die Tauchnitz'sche in Leipzig, die Franke'sche

Digitized by Google

in Jena, die Wahlbaum'sche in Weimar, die Frank'sche in Berlin, die Manns-feld'sche in Wien, die Brönner'sche in Frankfurt a. M. ꝛc.

Schriftsässig heißen namentlich in Sachsen solche Rittergüter, deren Besitzer bloß unter der Landesregierung oder sonst einem hohen Landescollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbarkeit ausübt, als der ersten Instanz stehen, und deren Gerichte auch nur ein solches hohes Collegium als ihre Appellationsinstanz anzuerkennen brauchen. Amtssässige Güter dagegen sind solche, deren Besitzer das Amt, unter welchem sie liegen, als ihre erste Instanz anerkennen müssen und deren Gerichte auch hier ihre erste Appellationsinstanz haben. Die schriftsässigen Güter zerfallen wieder in altschriftsässige, denen die Landtagsfähigkeit nebst den übrigen Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zusteht, und in neuschriftsässige, bei denen dies nicht der Fall ist und die bloß ihren Besitzer der Gerichtsbarkeit des Amtmanns entziehen. — Auch mit allen höhern Titeln und Prädicaten ist die auf den Gerichtsstand sich beziehende Schriftsässigkeit verbunden.

Schröckh (Johann Matthias), zu Wien d. 26. Juli 1733 geb., wurde von s. lutherischen Ältern in Frömmigkeit erzogen und, um s. Bildung auf dem Gymnasium zu Presburg zu begründen, im 16. J. seinem Großvater, Matthias Bel, evangel. Prediger daselbst, übergeben. Hier brachte die Anhänglichkeit an s. Glaubensgenossen und der Anblick der harten Bedrückungen, die sie damals von der kath. Geistlichkeit in Ungarn und Östreich leiden mußten, das lebhafte Gemüth des Knaben zu dem Entschlusse, einst Prediger unter ihnen zu werden und ihre gerechte Sache zu verfechten. Sein Vater, der ihn lieber im Comptoir gesehen hätte, gab dieser Neigung nach und sandte ihn 1750 auf die Schule zu Kloster-Bergen bei Magdeburg, wo Schr. nach 1½ J. zur Akademie reif wurde. Er kam nach Göttingen. Hier verdankte er seinem Lehrer Mosheim den Geschmack an der Geschichte und historischen Kunst, s. Lehrer Michaelis die Kenntniß der orientalischen Sprachen und den Trieb zum eignen Forschen. Zugleich erwachte in ihm die Lust am akademischen Leben, für welches er sich ganz entschied, da sein Oheim, der damalige Prof. Bel zu Leipzig, ihn 1754 nicht nur zum Mitarbeiter bei den von ihm herausg. „Actis eruditorum" und den „Leipziger gelehrten Zeitungen" wählte, sondern auch sonst reichlich unterstützte. Seit 1756 hielt er als akademischer Docent zu Leipzig Vorlesungen über die Bücher des A. Test., und fing die Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten und die „Allgem. Biographie" an, deren 1. Bd. 1767 erschien. Dieses Werk begründete seinen Ruf als ein für die damalige Zeit geschmackvoller Schriftsteller. Schon 1762 war ihm eine außerord. Professur übertragen worden, und da sich zu Leipzig keine passende Gelegenheit zu s. weitern Beförderung zeigte, nahm er 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an. Obwol classisch gebildet, schien er doch bei den Vorlesungen, die er nun zu Wittenberg über hebr. und lat. Dichter hielt, fremden Göttern zu dienen; s. Amtspoesien waren von geringem poetischen Gehalt. Eifrig fuhr er fort, sich in s. historischen Collegien und Schriften immer mehr des Gebiets zu bemächtigen, auf dem er sich auszeichnen sollte. Endlich erhielt er 1775 die Professur der Geschichte. Seitdem widmete er sich der Geschichte allein und wußte den Kreis der historischen Wissenschaften durch s. Collegien über die Geschichte der Kirche, der Reformation, der Theologie und die christlichen Alterthümer, über Literatur-, Reichs-, Staaten- und sächsische Geschichte und über die Diplomatik geschickt zu vollenden; das Ministerium zu Dresden erkannte sein Verdienst, nach Vollendung s. „Kirchengeschichte" bis zur Reformation, durch ein Belobungsdecret und Ehrengeschenk an. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachsen in die Gewalt der franz. Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umstürzte. Durch diese Ereignisse und in Folge des Übermaßes der Thätigkeit für s. „Kirchengeschichte" sank plötzlich die Kraft seines sonst ungeschwächten Körpers.

Digitized by Google

An s. 76. Geburtstage hatte er das Unglück, das Bein zu brechen, worauf er nach 6tägigem Leiden 1808 starb. Nitzsch und Pölitz setzten ihm kleine biographische Denkmale; eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters hat Tzschirner im 10. Bde. der Schröckh'schen „Kirchengeschichte seit der Reformation" mitgetheilt. — Ein großer Fleiß im Sammeln und Forschen, ein feines Gefühl des Wahren und Guten, eine musterhafte Treue und Zuverlässigkeit, eine verständige, bequeme Anordnung blicken aus Schr.'s historischen Werken hervor; s. Sprache ist nicht erhaben, aber edel; s. Styl einfach, klar, leicht und belebt genug, um s. Schriften Leser aus allen Classen zu verschaffen. Daher die weite Verbreitung s. „Weltgeschichte für Kinder", welche zuerst 1779—84 (4 Thle. in 6 Bdn., mit 100 Kpfn.) erschien, s. historischen Compendien, welche ältere und unzweckmäßige verdrängten und lange in den Schulen regiert haben, und s. in mehren einzelnen Darstellungen vortreffliche „Allgemeine Biographie" (1767—92, 8 Bde.). Auch hat er zur Herausgabe von Guthrie's und Gray's „Allgem. Weltgeschichte" die ital., franz., niederländ. und engl. Geschichte 1770—76 mit einer Einsicht und Sorgfalt bearbeitet, die diesen Übersetzungen den Vorzug vor dem Original verschafft hat. Doch unsterblich ward sein Name durch s. „Kirchengeschichte". Dieses anfangs weder so groß angelegte, noch für Gelehrte bestimmte Werk, dessen Plan sich erst unter der Arbeit entwickelte, erschien u. d. T.: „Christliche Kirchengeschichte" (1768—1803, 35 Bde.), in denen die Erzählung bis zum Zeitpunkte der Reformation fortgeführt ist; daran schließt sich s. „Kirchengeschichte seit der Reformation" (1804—12, 10 Bde.), deren 2 letzte von Tzschirner mit rühmlicher Einsicht und Sorgfalt abgefaßt sind. Schr. hat in s. „Kirchengeschichte" unstreitig das schönste Zeugniß seines Fleißes und die reifste Frucht seines Lebens gegeben; sie ist das vollständigste zusammenhängende Gemälde der Menschen und Begebenheiten, die seit 18 Jahrhund. in der christlichen Kirche Bedeutung erhielten; und haben auch Andre Einzelnes tiefer aufgefaßt, beredter und freimüthiger dargestellt, so gibt es doch kein andres Werk, in dem das Ganze umfassender, lehrreicher und anziehender behandelt wäre als in dem Schröckh'schen. Auch solchen Lesern sagt es zu, die bei andern geistvollen Kirchenhistorikern die christliche Gesinnung ungern vermissen; denn die aufrichtige Frömmigkeit, mit der Schr. an den Lehren und Gebräuchen seiner Kirche hing und die heil. Schrift als ein über jeden Zweifel erhabenes Wort Gottes achtete, erlaubte ihm nicht, dem skeptischen Geiste neuerer theologischen Untersuchungen Einfluß auf seine Darstellungen zu verstatten. E.

Schröder (Friedrich Ludwig), Director des hamburger Theaters, gleich ausgezeichnet als Mensch wie als mimischer Künstler und Dichter, wurde 1744 zu Schwerin geb. Seine Mutter war die als Schauspielerin und Theaterdirectrice berühmte nachherige Mad. Ackermann, sein Vater einst Organist in Berlin. In Petersburg, wohin die Witwe Schröder mit Ackermann zu der Hilferding'schen Gesellschaft verschrieben war, betrat der junge Schr. als 3jähriges Kind zum ersten Mal die Bühne. Seine Mutter, eine geistreiche Frau, hatte ein allegorisches Vorspiel gedichtet, in diesem ward dem jungen Schr. die Rolle der Unschuld, und er sprach die Paar Worte: „O nein, ich sprech' dich frei!" (seine ganze Rolle) so hübsch aus, daß die Kaiserin Elisabeth das Kind in die Loge holen und Mutter und Sohn beschenken ließ. In Moskau, wohin sich die Gesellschaft begab, verheirathete sich Schr.'s Mutter mit Ackermann, und da das Ehepaar in Rußland viel Geld verdient hatte, so errichteten sie nun selbst wieder eine Gesellschaft (wie vorher die Witwe Schr. schon in Hamburg und Kassel gehabt hatte, und Ackermann gleichfalls) und durchzogen Kurland, Danzig und endlich auch Preußen, wo Ackermann in Königsberg die Erlaubniß erhielt, im Junkerhofe ein Theater zu errichten, auf welchem der nach und nach heranwachsende Schr., sowie früher in Danzig, bald in

Digitized by Google

Knaben-, bald in Mädchenrollen, vielen Beifall erntete. In Warschau, wohin sich eine Zeitlang die Gesellschaft begeben hatte, suchten ihn die Jesuiten anszuziehen und für die kath. Kirche zu gewinnen, was ihnen anfangs um so leichter zu gelingen schien, da die Behandlung, welche Schr. von s. Ältern erdulden mußte, hart war; Liebe zur Mutter rettete ihn jedoch aus den Händen jener Geistlichen, und so wieder zurückkehrend zu den Seinen, zog er mit der Gesellschaft weiter nach Breslau, Glogau, Frankfurt a. d. O. und wieder nach Königsberg, ohne daß jedoch die Erziehungsmethode sich geändert hätte, wodurch denn der Jüngling zuletzt auf guten Weg kam, ein Taugenichts zu werden. Auch auf dem Friedrichscollegium dieser Stadt, wohin Schr. nun gebracht und von s. Ältern hülflos gelassen wurde, als diese sich mit der ganzen Truppe vor den anrückenden Russen nach Sachsen flüchteten, ging es nicht besser. Sein Fleiß zog ihm zwar Lob, sein übertriebener Muthwille aber die schärfsten Züchtigungen zu, und als die ihre Pflicht ganz vergessenden Ältern Nichts mehr von sich hören ließen, da ward er, während schwerer Kriegszeit, aus der Anstalt entlassen und würde haben umkommen müssen, hätte nicht ein armer Schuhflicker, der das leerstehende Schauspielhaus als eine Art von Castellan zu bewachen hatte, sich seiner erbarmt und an ihm gethan, was kein reicher Bekannter that. Schr. half jetzt seinem Wohlthäter Schuhe flicken, hungerte mit ihm, gewöhnte sich aber leider auch den Branntwein an und würde wahrscheinlich in Gemeinheit zuletzt untergegangen sein, hätten nicht der zu jener Zeit berühmte Seiltänzer Stuart und dessen gebildete Gattin sich seiner angenommen und für s. geistige Ausbildung Sorge getragen. 1759 ließen ihn endlich s. Ältern nach Deutschland nachkommen, um ihn als Lehrbursche in der Handlung eines Verwandten in Lübeck unterzubringen; da der Jüngling aber weder feste Neigung hatte, den Laufburschen zu machen, noch der lübecker Onkel ihn zu ernähren, so ward er aufs neue seinen sich damals in der Schweiz aufhaltenden Ältern nachgeschickt, wo er dann in Solothurn die Bühne wieder betrat, neue Händel mit dem Stiefvater bekam, sich als Schauspieler und Tänzer ausbildete, seine ersten dichterischen Versuche mit Übersetzung eines franz. Lustspiels machte, mit der Gesellschaft die mehrsten bedeutenden Orte der Schweiz und die Rheingegenden durchzog und mehre Jahre ein sehr wüstes Leben führte, bis zuletzt der brausende Most der Jugend sich setzte und aus dem unbändigen Wildfang ein achtungswerther und trefflicher Mann ward. In Hamburg, wohin die Ackermann'sche Gesellschaft nach vielen Irrfahrten 1764 wieder gekommen war, zeichnete sich Schr. anfangs vorzüglich als Balletmeister und im Lustspiel aus; später ging er ins tragische Fach über, und hier war es, wo er sich den Ruhm des ersten Künstlers s. Zeit erwarb. 1771 übernahm er mit s. Mutter gemeinschaftlich die Direction der Bühne, von deren Führung Ackermann sich lossagte, auch trat er jetzt als dramatischer Schriftsteller mit einem Lustspiele: „Der Arglistige", auf, dem bald mehre nach und nach auf den mehrsten Bühnen bekanntgewordene Arbeiten folgten, die zu jener Zeit viel Glück machten und es zum Theil, bei unserm dermaligen Mangel an guten Lustspielen, noch machen würden, wenn manche unzeitgemäß gewordene Redewendungen im Dialog durch eine geschickte Hand Umarbeitung erführen und in den Verhältnissen der Personen Manches geändert würde. Seine Gattin, eine geb. Hart aus Petersburg, welche er 1773 heirathete, bildete sich gleichfalls als bedeutende Schauspielerin aus. Was Schr. als Vorsteher der Bühne in Hamburg, die durch ihn ihren verdienten Ruf und feste Begründung erhielt, wirkte, wird in der Geschichte des deutschen Theaters unvergeßlich bleiben. Sein Streben nach einem Ensemble der Darstellung, s. stets verständigen Anordnungen, sein strenges Halten auf Sittlichkeit und Ordnung unter der Gesellschaft, und vor Allem sein eignes Beispiel, hoben das häufig in Gemeinheit und Trivialität versunkene Bühnenwesen zu einer damals seltenen Höhe von Kunst und Achtbarkeit, und durch die fleißigen und umsichtigen Bearbeitungen der

Digitized by Google

Shakspeare'schen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, diesen großen britischen Dichter auch auf den deutschen Bretern heimisch zu machen. Der Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrh. war der glänzendste Zeitpunkt Schr.'s. 1780 machte er mit s. Gattin eine große Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands, besuchte Paris und nahm im folg. J. einen vortheilhaften Ruf nach Wien zu dem dortigen Hoftheater an, wo Kaiser Joseph ihn ehrenvoll auszeichnete. Bald sich jedoch nach dem ihm werth gewordenen Hamburg zurücksehnend, übernahm er von neuem die Leitung des dortigen Theaters, die er bis 1798 führte, wo er sie abermals niederlegte und sich, müde der endlosen Plackereien, denen jeder Theatervorsteher ausgesetzt ist, auf ein erkauftes Landgütchen (Relling bei Hamburg) zurückzog und hier nur noch theils als dramatischer Schriftsteller, theils als Vorsteher der Freimaurerloge zu Hamburg, für deren Arbeiten er ein eignes System begründete und sich überhaupt vielfach verdient um den Orden machte, wirkte. Zeitumstände, der Wunsch eines großen Theils des Publicums und die Einsicht, daß das so trefflich von ihm begründete Institut unter den Händen von Ungeschickten dem Untergange schon sehr nahe war, bewogen ihn indeß 1811, die Verwaltung der Bühne von neuem zu übernehmen; leider entkeimte ihm aber aus diesem Entschlusse wenig Segen. Er erntete für all seine Mühen nicht einmal den Dank der verwöhnten Menge, für deren Vergnügen er sich und sein Vermögen eigentlich aufopferte. Schr. starb 1816 den 3. Sept., beinahe 73 J. alt, bedauert von Allen, die Kunst und Wissen zu schätzen wußten. Seine Leichenbestattung wurde von den Freimaurern und mehren der angesehensten Einwohner Hamburgs aufs feierlichste begangen. Zu s. besten dramatischen Dichtungen gehören: „Das Testament", „Der Murrkopf", „Der Fähndrich". Außerdem hat man von ihm noch viele, theils gedruckte, theils im Manuscript aufgeführte, Schau- und Lustspiele, mehre Bearbeitungen fremder Stücke, theatralische Gelegenheitssachen u. dgl. Eine ausführliche Beschreibung des reichbewegten Lebens von Schr. und seiner vielfachen Verdienste um die Kunst findet man in dem Werke des Prof. F. L. W. Meyer über ihn (Hamb. 1819), sowie im 9. Hefte der „Zeitgenossen", wo Schink, Schr.'s Freund, eine Biographie von ihm einrücken ließ, und in dem Taschenbuch „Minerva" für 1818, in welchem Böttiger in Dresden des Verst. Verdienste würdigt. Über s. Werth als Schauspieler s. auch Tieck in s. „Phantasus" (3. Bd., 2. Abth.) und in s. „Dramaturgischen Blättern".

Schröder (Sophie), eine der ersten jetzt lebenden tragischen Schauspielerinnen der Deutschen, k. k. Hofschauspielerin in Wien, wurde 1781 in Paderborn geb. Ihre Mutter, welche sich nach dem Tode ihres ersten Mannes, des Schauspielers Bürger, mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete, folgte einem Rufe nach Petersburg. Sie hatte zwar die damals 12jährige Sophie, obgleich diese schon als Kind in kleinen Rollen Talent bewiesen, noch nicht für die Bühne bestimmt; da aber das Personale der Tylli'schen Schauspielergesellschaft in Petersburg sehr beschränkt, und zufällig das Fach der jugendlichen Rollen in Opern- und Schauspiel unbesetzt war, so gab sie den Bitten der bedrängten Directrice nach, und Sophie begann in der Dittersdorf'schen Oper: „Das rothe Käppchen", als Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval, wohin die Gesellschaft später reiste, heirathete sie als 14jähr. Mädchen den Schauspieler Stollmers. Hier lernte sie auch Kotzebue kennen, und sie erhielt auf s. Empfehlung eine Anstellung bei dem wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen und gefiel als Margarethe in den „Hagestolzen" und Gretchen in den „Verwandtschaften" sehr. Nach einem Jahre ging sie jedoch nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde und besonders als Hulda im „Donauweibchen" viel Glück machte. 1801 unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen, betrat sie hier die Bahn, auf welcher sie jetzt als ein Stern erster Größe

Digitized by Google

glänzt; sie verwechselte nämlich das naive Rollenfach mit dem tragischen. Häuslicher Kummer hatte ihren sonst heitern Geist in eine melancholische Stimmung versetzt und den schlummernden Funken zur Flamme entzündet. Ihre erste Rolle in diesem Fache war die Zimmermeisterstochter in „Julius von Sassen". 1804 heirathete sie den Schauspieler Schröder und lebte unter den günstigsten Verhältnissen in Hamburg, bis die kriegerischen Begebenheiten 1813 sie bestimmten, diese Stadt zu verlassen. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie 1½ Jahre in Prag und folgte sodann einem Rufe zu dem wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie noch ist. Ihre Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon sind in Deutschland durch mehre Kunstreisen, welche sie seitdem gemacht hat, berühmt. Sie besitzt ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein wirksames Auge und ein durch Übung zur Sicherheit entwickeltes Talent. Starkes Betonen und Auftragen sind ihre Fehler. Zuletzt heirathete sie den Schauspieler Kunst, von dem sie jedoch wieder getrennt ist. Zwei ihrer Töchter sind Zierden der Opernbühne.

Schröpfer (Johann Georg), ein Betrüger, der in der 2. Hälfte des vor. Jahrh. großes Aufsehen machte. Nachdem er erst bei einem preuß. Husarenregiment gedient hatte, ward er in Leipzig Caffeewirth und spielte nun eine wichtige Rolle im Freimaurerorden, den er als den Weg vorzeichnete, die menschliche Natur zu vervollkommnen, wenn man bete, faste, Buße thue, und so durch gehörige Präparation selbst mit dem höchsten Wesen in innigere Gemeinschaft käme. In der Loge machte sein Benehmen Unruhen. Er gerieth mit ihrem Vorsteher in Streit. Ein Pasquill, das er auf ihn machte, zog ihm eine Injurienklage, manche andre Unbesonnenheit öffentliche Beschimpfung zu, und am Ende mußte er Leipzig als Bankruttier verlassen. Desto mehr Aufsehen machte er nun an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer. Daß künstliche Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, der durch berauschende Getränke exaltirte Zustand seiner Jünger die Letztern in ihrem Glauben so unerschütterlich stark machte, ist wol kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Elektricität hier mitwirkten, und sein Ansehen durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem sehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geschützt wurde. Wahrscheinlich war er das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Unter ihrem Schutze ging er nach Leipzig zurück und errichtete eine Art von Loge daselbst für Geisterbeschwörungen, wo Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten ꝛc. die Hauptceremonien machten, und Viele waren fest überzeugt, daß er, wofür er sich ausgab, eigentlich ein Oberster v. Steinbach in franz. Diensten gewesen und Sohn eines franz. Prinzen sei. Bei alle Dem hatte er sich so verstrickt, daß er sahe, wie er nicht mehr ohne Schande herauskommen könne. Am 8. Oct. 1774 ging er mit 4 seiner Freunde unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Überlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Plane waren die wahrscheinliche Ursache. Indessen hatte er das Gaukelspiel bis zum letzten Augenblick getrieben. In einem hinterlassenen Billet drohte er, daß Jeder, den er riefe, ihm würde im Tode nachfolgen müssen; zu Weihnachten aber könnte jeder Gläubiger erwarten, von unbekannter Hand befriedigt zu werden. Die Ruhe und Besonnenheit, die Art, wie er zum Tode ging, hatte selbst etwas Heroisches, für seine Anhänger etwas Heiliges. Der Enthusiasmus war damals in Sachsen für ihn aufs höchste gestiegen.

Schrot, 1) beim Münzwesen, s. Korn und Münzfuß. 2) Ein abgeschnittenes, abgesägtes Stück, z. B. im Forstwesen alle dickere Stücke Holz, die zu Scheiten gehauen werden müssen, die Schröte zu den Röhren, im Eisenhandel

Digitized by Google

die von einer Eisenstange abgehauenen Stücke, daher auch die Schrotart: ein Werkzeug, Etwas zu schroten oder von einander zu hauen, Schrotsäge ꝛc. 3) Als Sammelwort, ohne Mehrzahl, a) kleine Bleikügelchen oder kleine Stückchen gehacktes Eisen, damit aus Feuergewehren zu schießen (Hasenschrot, Wolfsschrot); b) grobgemahlenes und ungebeuteltes Getreide ꝛc. zum Viehmästen (Roggenschrot, Erbsenschrot ꝛc.).

Schröter (Johann Hieronymus), Astronom, geb. 1745 zu Erfurt, lebte als Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthum Bremen. Nachdem er zu Göttingen die Rechte studirt, zugleich aber durch Kästner's Unterricht die Mathematik und besonders die Astronomie leidenschaftlich lieb gewonnen hatte, empfing er die juristische Doctorwürde und ward 1778 bei der hannöverischen Regierung angestellt. Unausgesetzt mit s. Lieblingsstudium, der Astronomie, beschäftigt, machte er wichtige Beobachtungen und Entdeckungen in allen Regionen des Himmels, hauptsächlich über den Mond, welcher der Gegenstand seiner anhaltendsten Aufmerksamkeit wurde und von dem er einen sehr genauen Atlas lieferte. In seinem Lilienthal errichtete er eine herrliche Sternwarte, die er nach und nach mit den besten Instrumenten ausstattete. Schon sein 13füßiges Teleskop erklärte Lalande für das beste unter allen vorhandenen. Später verfertigte er mit unsäglicher Mühe und großem Kostenaufwande aus eignen Mitteln noch mehre größere Instrumente, unter denen ein 25füßiges von bewundernswürdiger Wirkung ist, indem es z. B. die ganze Milchstraße in unzählbar kleine Sterne auflöst. Mit demselben ist auch ein großer Theil von Schr.'s Entdeckungen im Monde gemacht worden. Im Frühlinge 1813 verbrannten die Franzosen den größten Theil seiner Sternwarte. — Die Hauptwerke dieses bis zu s. Tode (29. Aug. 1816) unermüdeten Himmelsbeobachters sind die „Selenotopograph. Fragmente ꝛc." (Gött. 1793—1802, 2 Bde., gr. 4., m. Kpf. u. Chart.); „Beitr. zu den neuesten astronom. Entdeck." (Gött. 1788—1800, 3 Bde., m. Kpf.); „Aphroditische Fragm. zur genauern Kenntniß der Venus" (Gött. 1796, gr. 4., m. Kpf.); „Kronographische Fragmente zur Kenntniß des Saturn" (Gött. 1808, m. Kpf.); „Hermograph. Fragm. z. Kenntniß des Merkur" (Gött. 1816, m. Kpf.). — S. das Verz. bei Heinsius im 3., 5. und 6. Bd.

Schub, Schubwesen, eine in neuerer Zeit eingeführte polizeiliche Maßregel, um sich der fremden Bettler, Landstreicher u. s. w. zu entledigen, welche darin besteht, daß man sie aufgreift und unter Aufsicht von Ort zu Ort und Land zu Land bis zu ihrem Geburtsorte zurückschaffen, gleichsam weiter schieben läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Geburtsort Desjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrliche Weise ernähren will, zunächst die Obliegenheit hat, ihn im erstern Falle zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schuback (Johannes), einst der Stifter und Chef eines der ersten Handlungs- und Bankierhäuser in Hamburg, geb. daselbst 1732, gest. 1817, war gleich ehrwürdig als Mensch und als Patriot. Mit hoher Rechtschaffenheit, mit einem großartigen und humanen Charakter, mit gründlichen Kenntnissen und reichen Erfahrungen in dem Gebiete der Handlungspolitik, der staatswirthschaftlichen Ökonomie und ihrer höhern Rechenkunst, die er mit Vorliebe und großer Sicherheit in ihren Resultaten trieb, vereinte sich in ihm die genaue Kenntniß der Finanzsysteme der wichtigsten Staaten von Europa, sodaß, hätten Verhältnisse oder Neigung ihn dazu berufen, er das staatswirthschaftliche Ruder eines monarchischen Landes mit Umsicht, Gewandtheit und Glück würde haben führen können. Sein heller, schnell auffassender Blick in die höhere Staatsökonomie und in den Gang des Welthandels, sowie seine von Vorurtheilen und kleinlichen Rücksichten freien Ansichten, sowol der wichtigsten Angelegenheiten und Unternehmungen des Groß-

Digitized by Google

handels als auch der verwickeltsten Verhältnisse Einzelner, verbunden mit Liberalität im edelsten Sinne des Worts, eigneten diesen seltenen Mann zum erprobten und folgerechten Berather, sowol in öffentlichen vaterländischen Angelegenheiten als auch in engern Familienverhältnissen. Daher sein vielgeltender Einfluß in Entwickelung und Anordnung der verworrensten Geschäftsangelegenheiten Einzelner, und seine um Einrichtung oder Verbesserung mehrer der wichtigsten finanziellen und andrer Staatsanstalten Hamburgs von jeher erworbenen Verdienste. Dahin gehört u. A. die von ihm und seinen Freunden Lütkens und Kirchhoff 1770 bewirkte Reform der hamburger Bank, wodurch dieses große Staatsinstitut auf das einzig wahre und dauerhafte Princip zurückgeführt ward, auf dessen festem Grunde es jetzt besteht und in Gesetzeskraft für alle Zeiten bestehen wird. — Sch. war großartig in Allem, was er schuf und bewirkte; er beseitigte vaterländische Bedürfnisse und fremde Noth mittelst reichlicher Gaben; hier wohlthätig heilend und herstellend, dort mit schneller und kräftiger Wirksamkeit wieder aufrichtend. Auch bei dem innerlichen Selbstgefühl seines geistigen und bürgerlichen Vermögens verließ ihn dennoch nie ein gewisser kindlich bescheidener Sinn im Handeln und in der Mittheilung seiner Rathschläge, vielmehr trat er willig zurück, wenn er die bessern Ansichten Andrer erkannt hatte. Auch das Ausland schätzte diesen edeln deutschen Mann; so erklärt sich Sch.'s Einfluß durch Rath und That auf das Finanzwesen andrer ihn hierzu auffodernder Staaten. Aus der bei ihm vorherrschenden Neigung für zwar kräftiges, doch stilles und bescheidenes Wirken, floß aber auch sein Widerwille gegen alles eitle Hervortreten in öffentlichen Angelegenheiten. Er selbst vermied gern jede öffentliche Belobung und lehnte die vom Auslande für geleistete Dienste ihm angetragenen Titel und Ehrenzeichen beharrlich ab. — Als angehender Kaufmann stand er in der Mitte des vor. Jahrh. zu Lissabon in Handelsgeschäften. Der Schreckenstag des Erdbebens am 1. Nov. 1755, das unter den Trümmern eines großen Theils dieser Stadt gegen 30,000 Einw. begrub, unter welchen Sch. wie durch ein Wunder sein Leben rettete, war bis an s. Tod, im 85. Lebensjahre, für ihn ein Festtag, den er mit frommen Übungen begann, mit Gaben der Wohlthätigkeit an Arme und Leidende bezeichnete und dann im Kreise seiner nächsten Verwandten und Freunde heiter beschloß.

Schubart (Christian Friedrich Daniel), geb. 1739 zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg. Er zeigte anfangs wenig Fähigkeiten; aber plötzlich erwachten seine Geisteskräfte, er übertraf bald alle seine Mitschüler und bewies namentlich ein bewundernswerthes musikalisches Genie. 1753 schickte ihn s. Vater auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier las er die griech. und röm. Classiker, studirte auch die Werke deutscher Dichter, besonders Klopstock's „Messias", und machte außer latein. und deutschen Ausarbeitungen auch Volkslieder, welche er selbst componirte. 1756 ward er auf die Schule zum heil. Geist nach Nürnberg geschickt, wo er für seinen Kunstsinn Nahrung fand; 1758 ging er nach Jena. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden. Er kam mit zerrütteter Gesundheit nach Hause. Die Musik zog ihn bald von der Theologie ab. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen und der Gegend umher sein Brot durch Predigen für die dortigen Geistlichen zu verdienen. Nachher ward er Schullehrer und Organist in Gaislingen und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. 1768 ward er Musikdirector in Ludwigsburg, wo er nebenher einigen Officieren Vorlesungen über Ästhetik hielt, aber sich immer größern Ausschweifungen überließ. Seine Frau ward schwermüthig darüber; ihr Vater nahm sie mit ihren Kindern zu sich. Sch. selbst kam wegen seiner Unsittlichkeit auf eine Zeitlang ins Gefängniß. Wegen eines satyrischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei ward er endlich fri-

Digitized by Google

nes Amts für verlustig erklärt und des Landes verwiesen. Ohne zu wissen, wohin, verließ er, nur mit einem Thaler, Ludwigsburg und kam nach Heilbronn, wo er sich vom Musikunterricht nährte. Der Gedanke an s. unglückliche Familie trieb ihn nach Heidelberg, endlich nach Manheim, wo er Gelegenheit fand, sich vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel gefiel dem Kurfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als er durch eine unvorsichtige Äußerung sich den Unwillen des Fürsten zuzog. Jetzt nahm ihn der Graf Schmettau bei sich auf. Nachher ward er mit dem bairischen Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, katholisch zu werden. Noch ehe er diesen Rath ausführen konnte, mußte er auch München verlassen. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine bald sehr gelesene „Deutsche Chronik" schrieb. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete und gab Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte. Alles dies wurde ihm reichlich bezahlt, aber durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich, besonders unter der Geistlichkeit, die er angriff und verspottete, viel Feinde. Plötzlich ward er auf Befehl des kathol. Bürgermeisters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort s. „Chronik" fort, zog sich aber auch hier, wo er sich wieder mit s. Familie vereinigt hatte, ebenso viel Feinde als Freunde zu. Als angenehmer Gesellschafter hatte er sich viel Liebe erworben, aber bald sollte er auf Anstiften des kaiserl. Ministers, Gen. Ried, verhaftet werden, weil er in s. „Chronik" gemeldet hatte, die Kaiserin Maria Theresia sei vom Schlage gerührt worden. Sch. wurde auf eine verrätherische Weise ins Würtembergische gelockt, zu Blaubeuren (den 22. Jan. 1777) auf landesherrlichen Befehl verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Der Festungscommandant war ein Biedermann. Er tröstete den Unglücklichen und theilte ihm geistliche Bücher, mystischen und theosophischen Inhalts, mit. Der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantasie begabte Sch. ward jetzt für das Mystische gestimmt. 1778 ward seine Gefangenschaft etwas erleichtert. Nachdem er 10 Jahre, ohne Verhör, im Kerker gesessen hatte, ward er auf Fürbitte der Karschin 1787 befreit und zum Director der herzogl. würtemb. Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Seine Gefangenschaft wurde ihm als eine Disciplinarmaßregel dargestellt. Noch während s. Gefangenschaft hatte er s. „Gedichte" herausgegeben, die von s. zahlreichen Freunden mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. In Stuttgart fing er an, s. „Deutsche Chronik" unter dem neuen Titel: „Vaterlandschronik", fortzusetzen, auch seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung herauszugeben. Aber er starb noch vor Beendigung der letztern 1791 im 52. J. seines Alters. — Sch. war kein classischer Dichter und Prosaist, aber ein genialer, kräftiger Kopf, den seine sonderbaren Schicksale, seine Verirrungen und Thorheiten ebenso merkwürdig machen als s. Talente. Seine „Chronik" war ein echtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sitten, das durch nie versiegende Laune, durch beständig abwechselnde Formen, durch Freimüthigkeit, Faßlichkeit und Herzlichkeit anzog. Sie kam heraus von 1774—78. Seine sämmtlichen Gedichte, die außer vielem Schwülstigen, Rohen und Überkräftigen auch viel Volksmäßiges, Feuriges und Erhabenes enthalten (man erinnere sich des „Hymnus auf Friedrich den Großen", der „Fürstengruft", des „Ewigen Juden" und des kräftigen Volksliedes: „Auf, auf, ihr Brüder ꝛc."), wurden zu Frankfurt a. M. 1787 in 2 Bdn. herausgegeben (eine neue wohlfeile Ausg. ebendas. 1824, 3 Bde., 12.). Sein Sohn, k. preuß. Legationsrath zu Nürnberg (st. 1812), gab auch 1806 zu Wien „Christ. Friedr. Daniel Schubart's Ideen zur Ästhetik der Tonkunst" und die „Vermischten Schriften" s. Vaters (Zürich 1812, 2 Thle.) heraus, gleichfalls voll genialer Ansichten und Urtheile, wenn auch fragmentarisch.

Digitized by Google

Schubart von Kleefeld (Johann Christian), herzogl. =koburg=saalfeldischer Geh.=Rath, geb. zu Zeitz den 24. Febr. 1734 in einer bürgerl. Familie, trat in die Dienste eines dortigen Amtmanns und wurde bald Haushofmeister des kursächs. Gesandten am wiener Hofe. Wahrscheinlich kam er hier in maurerische Verbindungen, in welchen er sich nachher, unmittelbar neben einem Baron Hund, durch Einführung und Verbreitung eines neuen Systems der Maurerei (des Systems der stricten Observanz) sehr merkwürdig machte. Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs kam er als großbritannischer Kriegscommissair und hessendarmstädtischer Hofrath in sein Vaterland zurück und kaufte 1768 und 1774 die Güter Würchwitz, Pobles und Kreischa. Hier beschäftigte er sich ganz mit Verbesserung der Landwirthschaft. Sein Name wurde vortheilhaft bekannt, als er 1782 den Preis wegen der von der berl. Akademie der Wissensch. aufgestellten Preisaufgabe über den Anbau der Futterkräuter erhielt. Dieses Verdienst verschaffte ihm auch den Namen eines Edlen v. Kleefeld. Er stellte nun ein neues System der Landwirthschaft auf, dessen Grundlage war: Abschaffung der Brache, und mit dieser der Hut= und Triftgerechtigkeiten, um dadurch den Futterkräuterbau emporzubringen, der dann die Mittel gibt, größere Viehstände auf den Ställen zu füttern und auf diesem Wege mehr Düngung zu erlangen, mittelst deren der Getreidebau verdoppelt und der Anbau andrer nützlichen Gewächse möglich gemacht werden könne. Auch brachte er den Tabacksbau, Krappbau und die Runkelrüben durch Lehre und Beispiel in Aufnahme. Seine wichtigsten Verbesserungsvorschläge findet man in seinen „Ökonomisch=kameralistischen Schriften" (Leipz. 1786, 6 Bde.) und in s. „Ökonomischen Briefwechsel" (Ebendas. 1786, 4 Hefte). Er fand viele Nachahmer, wiewol seine Heftigkeit und Unduldsamkeit ihm auch viele Feinde zuzogen. Unter den Verbesserern der Landwirthschaft wird er immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Er starb den 24. April 1787; s. Biographie erschien zu Berlin 1790.

Schubladenstück (pièce à tiroir), so nennt man ein kleines dramatisches Stück, welches aus lauter rhapsodischen Auftritten besteht, die unter sich keine Verbindung haben oder nur vermöge einer unbedeutenden Situation verbunden werden, z. B. Kotzebue's „Unglücklichen", die bekannte „Talentprobe", „Beruf zur Kunst", „Proberollen ꝛc.".

Schublehen, Schupflehen, Falllehen heißen solche Lehen, welche die Inhaber nur auf eine gewisse Zeit, meist auf Lebenszeit, besitzen, sodaß der Grundherr sie wieder einziehen kann, wenn er will. Der Name wird von dem Worte schieben hergeleitet, weil die Erben solche Lehen nicht von ihrem Erblasser erhalten, sondern sie von dem Lehnsherrn gleichsam weggeschoben werden.

Schuderoff (Jonathan), Dr. der Theologie, herzogl. sächs. Consistorialrath (1824), Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg (1806), ist geb. zu Altenburg am 24. Oct. 1766. Schon als Prediger zu Drackendorf bei Jena (seit 1790) trat er nicht nur als philosophisch=pädagogischer Schriftsteller in seinen „Briefen über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie" (1792) und „Etwas zur Beherzigung für Mütter vornehmen Standes" (1798) mit Beifall auf, sondern zeigte auch seine vertraute Bekanntschaft mit den Grundsätzen der echten Homiletik, welche mit Recht auch auf Klarheit und logische Anordnung viel hält, in s. „Beiträgen zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge" (1796) und s. „Versuch einer Kritik der Homiletik" (1797). Seinen den aufgestellten Grundsätzen gemäß gearbeiteten „Moralisch=religiösen Reden über biblische Texte" (1794) folgten bald nicht nur „Predigten" (Münster 1807), welche er großentheils als Diakon (seit 1798) und als Archidiakon in Altenburg (seit 1805) ausgearbeitet hatte, und späterhin „Predigten für die Erbauung gebildeter Familien" (2 Bde., 2. Aufl. 1809, mit dem Bildnisse des Verf.), „Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre" (2 Bde., 1799), „Predigten über die sonn= und

Digitized by Google

festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres", sondern auch mehre musterhafte Casualreden, welche insgesammt ihrem Verf. einen ehrenvollen Platz unter Deutschlands Kanzelrednern sichern. Auch durch s. „Communionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen" (2. Aufl., 1816) suchte er den Geist wahrer christlicher Religiosität zu verbreiten. Seit 1802 fing er an das „Journal zur Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens" herauszugeben, welches unter diesem Titel bis 1808 ununterbrochen herauskam, seitdem aber als „Neues Journal u. s. w." noch jetzt fortgesetzt wird, und welches ebenfalls mehre gediegene Aufsätze des Herausgebers enthält, der aber auch zugleich noch andern theologischen, ascetischen und kritischen Zeitschriften seine Theilnahme widmet und mit Röhr und Schleiermacher ein „Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten" seit 1823 herausgibt. Ohne Zweifel der Wunsch, die evangel. Kirchen in einer fleckenlosern Gestaltung zu erblicken, veranlaßte ihn 1809, „Über Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die protestant. Kirche" Vorschläge zu thun, welche zum Theil vielleicht aus Mißverstand seiner Ansicht, zum Theil aber aus Gründen, welche die entgegengesetzte Ansicht darbietet, vielen Widerspruch fanden, der zu Gegenerklärungen Anlaß gab. An diese Schrift schlossen sich einige andre an, als: „Ansichten und Wünsche, betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit" (1814), „Briefe über das protestantische Kirchenwesen" (1815), „Grundzüge zur evangelisch-christl. Kirchenverfassung und zum evangel. Kirchenrechte" (1817). Doch nicht nur über die Verbesserung des Kirchenwesens, über die Vereinigung der beiden protestant. Kirchen, sprach Sch. seine Ansichten in Schriften oder einzelnen Aufsätzen freimüthig aus, sondern auch in s. „Nebenstunden" (2 Bde., Ronneburg 1823 u. 1825), gab er über manche der Beherzigung werthe Gegenstände sein von psychologischem Scharfblick zeugendes Urtheil ab. Selbst „Für Landesverschönerung" sprach er in einer unter diesem Titel 1825 erschienenen Schrift und empfahl sie dringend, selbst aus dem Gesichtspunkte der Pflicht und Religion betrachtet. Einige mit dem Geiste der Freimaurerei ihm nicht vereinbar scheinende Wahrnehmungen veranlaßten ihn, in einer kleinen Schrift: „Über den dermaligen Zustand der deutschen Freimaurerei" (Ronneb. 1824), darauf aufmerksam zu machen. Er glaubt, daß dieser Humanitätsverein einer neuen Gestaltung nach bestimmten Zwecken bedürfe. Auch die anonymen Schriften: „Die Märtyrer der Liebe, von J. S.", und „Richard und Auguste, ein Roman in Briefen" (1805), sind von ihm verfaßt. Liebe zu seiner Gemeinde und s. Wirkungskreise bewogen ihn, mehre ehrenvolle Anträge zu andern Ämtern, wie zu der Generalsuperintendur in Altenburg, abzulehnen. 11.

Schuh, s. Fuß.

Schulclassen nennt man die verschiedenen Abtheilungen der Schüler für den Zweck des Unterrichts in besondere Zimmer. In manchen Schulen gibt es mehr, in manchen weniger solcher Classen; in manchen Schulen auf dem Lande und in kleinen Städten sind sogar die gesammten Schulkinder verschiedenen Alters zugleich in einer Classe beisammen. In Bürgerschulen theilt man gewöhnlich die gesammte Schülerzahl in 3 oder 4 Classen, welche bei einer zu großen Schülerzahl wieder ihre Nebenabtheilungen (Colonnen, Chöre oder mit einem andern Namen benannte Abtheilungen) haben. In Gelehrtenschulen gibt es gemeiniglich 4—6 Classen. Auch die Grundsätze und Regeln, nach welchen die Classification, d. i. die Vertheilung der Gesammtzahl von Schülern einer Schule in einzelnen Haufen geschieht, sind nicht überall dieselben; daher es auch verschiedene Schulclassificationssysteme gibt. In manchen Schulen bestimmt dem Schüler die Rücksicht auf dessen Fähigkeiten, Gesammtwissen und sittliches Verhalten, in andern die besondere Rücksicht auf dessen Fortschritte in einzelnen nach dem Zwecke der Schule für

Digitized by Google

besonders wichtig gehaltenen Lehrgegenständen (in vielen Gelehrtenschulen z. B. in alten Sprachen) seine Classe und seinen Platz in derselben. Hier und da wird auch wol das Alter berücksichtigt. In manchen Schulen wird jedem Schüler nach jedem besondern Fache des Wissens die besondere Classe angewiesen, in welche er nach Maßgabe seiner Fortschritte in dieser Wissenschaft zu gehören scheint. Der Regierungsrath Graff trug in einer Schrift: „Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts nothwendige Umwandlung der Schulen" (Leipzig 1818, 2. Aufl.), darauf an, das ganze bisherige Classensystem bei Seite zu setzen. Der Lehrer, welcher zuerst die Schüler als kleine Knaben empfing, soll sie behalten und zwar sie allein, ohne ihnen späterhin andre beizugesellen; erst nachdem er jene entlassen hat, beginnt er mit einem neuen Häuflein. Aufgefodert von Hrn. Gr., hat Prof. Herbart ein pädagogisches Gutachten über Schulclassen und deren Umwandlung nach der Idee des Hrn. Regierungsr. Graff, bekanntgemacht (Königsb. 1818), in welchem auch die Gründe, welche sich für und gegen Beibehaltung des Classensystems auffinden lassen, erwogen sind.

Schuld heißt nicht nur im juridischen Sinne Das, was ich einem andern rechtlich (z. B. durch Contract) zu leisten verbunden bin, das debitum, ferner die Nachlässigkeit oder der Mangel an Sorgfalt, um derentwillen man rechtlich in Anspruch genommen werden kann (culpa, im Gegensatz von dolus, d. i. der bösen Absicht), sondern man versteht auch darunter in moralischer Bedeutung den sittlichen Unwerth, welcher durch die Nichtachtung des moralischen Gesetzes entspringt, oder das Böse, was der Mensch sich als freies Wesen sittlich zuzurechnen hat. Zur Schuld, wie zu dem entgegengesetzten Verdienste gehört daher ein freier Urheber seiner Handlung, und die Größe seiner Schuld richtet sich nach der Größe seines unsittlichen Willens.

Schuldschein (Schuldverschreibung, Obligation, Chirographum) ist eine Schrift, worin ein Schuldner bekennt, daß er dem Gläubiger eine gewisse Sache schuldig sei. Weil, besonders bei Darlehnsverträgen, von dem Schuldner häufig dem Gläubiger Schuldscheine ertheilt werden, ehe noch letzterer dem erstern das Darlehn wirklich vorgestreckt hat, so ist die Beweiskraft durch die Gesetze sehr beschränkt worden, und es soll ein solcher Schuldschein erst nach Ablauf zweier Jahre gegen den Aussteller beweisen, selbst wenn in der Verschreibung ausdrücklich die Auszahlung des Darlehns anerkannt ist. Vor Ablauf der 2 Jahre kann der Schuldner sich nicht bloß mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen; er kann auch den ausgestellten Schein mittelst einer Klage zurückfodern. Bei wirklich geleisteter Zahlung des Darlehns ist es daher für den Gläubiger sehr rathsam, sich außer dem Schuldschein noch eine besondere Quittung über das Darlehn geben zu lassen, oder die Zahlung desselben in Gegenwart zweier oder mehrer sichern Zeugen an den Schuldner zu leisten, weil ihm sonst, wenn der letztere oder dessen Erben den Empfang des Geldes leugneten, die Beweislast obliegen würde. Um diesen Beweis zu führen, genügt es übrigens, wenn der Gläubiger darthun kann, daß der Schuldner ihm Zinsen bezahlt habe. Auch ist es zur Gültigkeit jedes Schuldscheins erfoderlich, daß die Schuldursache darin aufgeführt sei, weil sich der Schuldner sonst gleichfalls mit einer Einrede wegen dieses Fehlers schützen kann. Nach Ablauf der 2 Jahre findet die Einrede des nicht gezahlten Geldes nicht mehr statt. Endlich muß jeder klagbaren Schuld ein rechtliches, d. h. durch die Gesetze nicht verbotenes Geschäft (wie z. B. in den meisten Ländern Spiele und Wetten sind), zum Grunde liegen. Ist ein in einem Lande verbotenes Geschäft als Schuldursache (causa debendi) in dem Schuldscheine angeführt, so ist es unverbindlich. — Noch bemerken wir, daß eine Quittung (Apocha) oder ein Schein über eine geleistete Zahlung, ohne Verpflichtung zur Rückzahlung, erst nach 30 Tagen gegen den Aussteller beweist, und daß der Letztere im Fall nicht geleisteter Zahlung das

Digitized by Google

Recht hat, sie zurückzufordern. Öffentliche, d. h. vor Gericht ausgestellte und bestätigte Schuldscheine und Quittungen bedürfen jedoch keines Ablaufs von 2 Jahren oder 30 Tagen, um gesetzliche Beweiskraft zu erlangen.

Schule nennt man in der Reitkunst die künstlichen und regelmäßigen Gänge des Pferdes, sowie die Art und Weise, die der Reiter zu beobachten hat, das Pferd gehörig zu regieren und es seinem Willen gemäß zu leiten. Das Zureiten der Pferde geschieht gemeiniglich auf besondern mit Sand und Kies beschütteten Plätzen, die man Reitbahnen nennt. Ein in der Schule zugerittenes und in derselben gebrauchtes Pferd heißt Schulpferd, und schulgerecht reiten, den Regeln, welche die Reitschule vorschreibt, gemäß reiten. In ähnlicher Bedeutung nennt man in der Musik Schule die gehörige Methode im Singen oder Spielen. In einer andern Bedeutung redet man von Schulen der Philosophen und Künstler. (S. Malerschulen.) Hier bezeichnet man damit einen Kreis von Männern, welche durch Ansichten oder Methode eines originellen Lehrers oder Meisters, welchem sie bei ihren Werken gefolgt sind, oder durch Nationalität einen gemeinschaftlichen Charakter angenommen haben. Mit der Schule ist etwas Fortgepflanztes und ein Festhalten an einem leitenden Einflusse Dessen verknüpft, welchen wir zu einer Schule rechnen. Doch schließt dies weder Freiheit noch Eigenthümlichkeit der Bildung aus.

Schüle (Johann Heinrich, Edler v.), einer der berühmtesten deutschen Fabricanten, wurde 1720 zu Künzeslau im Hohenlohischen geb., wo sein Vater ein Nagelschmied war. Seinen nachmaligen Wohlstand und Ruhm verdankte er nur seinem frühen Fleiße, seiner unermüdeten Thätigkeit und seinem unablässigen Forschen. 1739 kam er nach Strasburg in die Lehre und 1745 als Handlungsdiener nach Augsburg, wo er sich kurz darauf verheirathete und dadurch neben einem eignen Hause eine Ausschnitthandlung von ungefähr 8000 Gulden erwarb, da sein eignes Vermögen nur aus 10 Dukaten bestand. Nun erweiterte er in kurzem seinen Handel, widmete sich besonders dem Vertriebe von Cattun und Bombasin und munterte die Weber zur Veredlung ihrer Waare auf, wodurch der Umsatz in diesem Artikel bald ein neues Leben erhielt. Anfangs ließ er seine Waaren in Hamburg drucken, aber 1753 fing er an, sie in Augsburg selbst einmalen zu lassen, und weil die Hamburger zu viel Lohn verlangten, legte er 1759 eine eigne Zitzmanufactur an, deren Erzeugnisse wegen der Zeichnung, Frischheit der Farben, saubern Bearbeitung und reinen weißen Bleiche weit mehr gesucht waren als die holländischen und englischen. Er setzte von 1745—66 bloß durch den Verbrauch in Cattunen, s. Gewinn ungerechnet, in Augsburg die Summe von 3,750,000 Gulden in Umlauf, während welcher Zeit die augsburgischen Weber für ihn 233,669 Stücke gewebt und dafür 1,233,000 Gulden erhalten hatten. Ein Proceß mit dem Magistrat und der Weberzunft, wegen der Einfuhr ostindischer Cattune, welcher erst 1785 geendigt wurde, veranlaßte ihn, 1766 nach Heidenheim im Würtembergischen zu gehen, von wo er jedoch 1768 wieder nach Augsburg zurückkehrte. Er vervollkommnete nun seine Cattundruckerei immer mehr durch Erfindung neuer Farben und Muster und führte das schöne Gebäude vor dem rothen Thore auf. Schon 1772 erwarben ihm seine Verdienste den Adel, den Titel eines kaiserl. Wirklichen Rathes und ein Privilegium, daß seine Zeichnungen und Modelle von keiner andern Fabrik sollten nachgemacht werden dürfen, und daß er befugt sein solle, seine Zitze besonders zu bezeichnen, sowie auch seine Fabrik unter besonderm kaiserl. Schutz stehen solle. Unglückliches Zusammentreffen von Umständen und sein vielleicht zu unbiegsamer Charakter brachten diese berühmte Fabrik späterhin nach und nach ins Stocken, und er starb, seinen Ruhm überlebend, 1811 in ziemlich dürftigen Umständen. Seine großen Fabrikgebäude in Augsburg wurden in eine Tabaksfabrik umgewandelt.

Digitized by Google

Schulen sind Pflanzstätten der Menschenbildung, die nirgends fehlen dürfen, wo Menschen gesellschaftlich beisammenwohnen. Das Leben bildet zwar Gemüth und Charakter nachdrucksvoller, als es die Schule vermag; auch ohne sie kann die stille Beschauung zu selbständiger Erkenntniß, der Verkehr mit der Welt und der Drang anregender Umstände zur Tüchtigkeit im Handeln bringen; große Helden und Führer der Volker glänzen in der Geschichte, die nie eine Schule besuchten: denn die genialische Kraft dringt wol überall von selbst und am mächtigsten da hervor, wo kein Schulwitz ihr in den Weg tritt; doch wenn die Völker nicht bloß von wenigen Kraftvollen oder Ehrgeizigen unterjocht und vertreten sein, sondern selbst erkennen und thun wollen, was ihnen frommt; wenn die Einzelnen als freie denkende Menschen gelten, mit Überzeugung und Lust zum Gesammtwohl wirken und im Augenblicke der Noth verständig eingreifen sollen, wo die gemeinschaftliche Sache ihrer bedarf, so muß der Zugang zu Kenntnissen und Einsichten jeder Art auch den Niedrigen und Minderbegabten offen stehen. Anstalten, die diesem Grundsatze entsprechen, zeigt uns die Geschichte erst in spätern Zeiten. Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben. Hier wurde das Ererbte und Erworbene fortgepflanzt und erhalten. In Ländern, wo das Priesterthum oder der Despotismus der Könige über die Völker herrschte, entstanden zuerst Schulen für die Söhne der Großen und Priester. In einer ägyptischen Priesterschule wurde Moses, in einer Erziehungsanstalt am persischen Hofe Cyrus gebildet; die indischen Braminen pflanzten ihre Weisheit in Geheimschulen fort, die Gesetzkundigen unter den Hebräern in den Prophetenschulen, späterhin in den Synagogen und Rabbinenschulen, wo wißbegierige Jünglinge sich um einen Meister versammelten. Die Bildung war geschlossen und Wenigen zugänglich. Der Unterricht beschränkte sich auf Lehrgespräche, Lesen, Auswendiglernen und Auslegen heiliger Bücher. — Mehr geschah unter den Griechen. Schon 500 v. Chr. lernten in ihren Städten Knaben und Mädchen lesen, schreiben und rechnen in Winkelschulen, denn die Gesetzgebung überließ die Bildung der Jugend der älterlichen Willkür, und was Lykurg in Sparta veranstaltete, war mehr auf körperliche Erziehung abgesehen. Jünglinge, die nach etwas Höherm strebten, benutzten den Unterricht der Philosophen und Sophisten, dessen schönste Proben die Sokratischen Gespräche sind. Das Landvolk blieb in Unwissenheit. Ebenso bei den Römern, wo man um 300 v. Chr. Knabenschulen für die Städter, und seit dem Zeitalter Cäsar's, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höhern Lehranstalten der Grammatiker hatte. Hier wurde die latein. und griech. Sprache wissenschaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jünglinge zu berühmten Rhetoren über, die, wie Quintilian, sie durch Redeübungen (declamationes) zur öffentlichen Beredtsamkeit bildeten. Ein geordnetes Schulwesen aber hatten alle diese Völker des Alterthums nicht. Die Schulen waren Anstalten besonderer Classen oder Privatunternehmungen. Kaiser Vespasian stiftete zuerst zur Bildung der römischen Jünglinge für den Staatsdienst öffentliche Professuren der Grammatik und Rhetorik mit bestimmter Besoldung, und 150 n. Chr. gründete Antoninus Pius Kaiserschulen in den größern Städten des röm. Reichs, welche sich mit unsern Kreisschulen und Gymnasien vergleichen lassen, obgleich sie nicht, wie diese, durch ein Classensystem und Zusammenwirken der Lehrer zum Ganzen geordnet waren. Vielmehr näherte sich die hohe Kaiserschule zu Rom nach der Einrichtung, die ihr Valentinian 370 gab, der Verfassung unserer Universitäten. — Die berühmteste hohe Schule für wissenschaftliche Bildung blieb Athen, wo noch bis ins 9. Jahrh. Studirende aus allen europäischen Staaten sich einfanden und ein oft sehr zügelloses Burschenleben führten. In den niedern römischen Schulen alten Styls war die Zucht sehr streng. Stock und Ruthe regierten neben der Grammatik, und nicht Ovid allein klagte über die Härte eines Orbils. — Inzwischen hatte das Christen-

Digitized by Google

thum dem Unterricht neuen Stoff und Schwung gegeben. Zuerst im Orient von den Geistlichen ausgehend, kam er allmälig ganz in ihre Hand und unter ihre Aufsicht. Wo es Christen gab, errichteten sie Schulen für Katechumenen in Städten und in kleinern Flecken, und zur Bildung der Geistlichen in einigen Hauptstädten auch Katechetenschulen, von denen im 2. bis zum 4. Jahrh. die zu Alexandria die blühendste war. Seit dem 5. Jahrh. scheinen jedoch diese höhern Lehranstalten erloschen und an ihre Stelle die Episkopal- oder Kathedralschulen gekommen zu sein, worin die für den geistlichen Stand bestimmten Jünglinge neben der Theologie die sogen. 7 freien Künste lernten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium), wie sie der Afrikaner Marcianus Capella 470 zu Rom dürftig genug in seiner „Encyklopädie" behandelt hatte, welche bei 1000 J. lang das herrschende Schulbuch in Europa blieb. Die Kaiserschulen verloren sich, da in der Zeit der Völkerwanderung die Besoldungen ausblieben, theils in die Kathedralschulen, theils in die städtischen Parochialschulen für Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, worin auf Lesen und Schreiben der nun beliebte encyklopädische Cursus des Trivium folgte, daher sie späterhin den Namen Trivialschulen erhielten. — Bedeutender als diese Anstalten wurden seit dem 6. Jahrh. die Klosterschulen, die anfangs bloß Pflanzstätten für das Mönchsleben waren, bald aber auch als Bildungsanstalten für die Laien benutzt wurden. Die Benedictinerklöster in Irland, England, Frankreich und Deutschland glänzten von dem 6. bis in das 11. Jahrh. als die Hauptsitze der neuern europäischen Bildung. Die Zucht war hart und mönchisch, der Unterricht aber meist besser als in andern Lehranstalten, theils wegen des öftern Zusammenflusses vorzüglicher Köpfe, die sich dem Mönchsleben zuwendeten, theils wegen der bessern Gelegenheit, bei dem beständigen Verkehr der Klöster unter einander und der Vereinigung schreibseliger Geistlichen in ihnen, zum Besitze ansehnlicher Bibliotheken zu gelangen. Einzelne lehrhafte Priester und Mönche zogen weit her Schüler an sich. Vor andern berühmt waren die Klosterschulen zu Armag und Cloghar, zu Canterbury, York und Westminster, zu Tours, Rheims, Clermont, Paris, zu Salzburg, St.-Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Korvei, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte deutsche Schulmann des 9. Jahrh., lehrte, Hirschau und St.-Blasien auf dem Schwarzwald ꝛc., aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Sie gaben der scholastischen Philosophie (Scholastici hießen die Lehrer an den Klosterschulen) Gestalt und Namen und wetteiferten mit dem bischöfl. Kathedralschulen, doch immer mehr zum Vortheil des Priesterthums als der allgemeinen Nationalbildung. Diese hatte Karl d. Gr. bei der Verordnung im Auge, die er 789 zur Verbesserung des Schulwesens für die Völker seines weiten Reichs ausgehen ließ. Nicht nur jeder Bischofssitz und jedes Kloster, sondern auch jedes Kirchspiel in Städten und auf dem Lande sollte eine eigne Schule haben, jene zur Bildung der Geistlichen und Staatsbeamten, diese für die niedern Stände. (Vgl. Landschulen.) An seinem Hofe errichtete Karl eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten, von denen er selbst lernte und in der damit verbundenen Hofschule (Schola Palatii) seinen Prinzen und andern fähigen Knaben adeligen und unadeligen Standes Unterricht ertheilen ließ. Diesen beiden mit seinem Hoflager herumwandernden Schulen setzte er seinen gelehrten Freund Alcuin (s. d.) als Rector vor. Auch die Damen seines Hofes nahmen an dem Unterricht Theil, wie denn mehre Frauenklöster in der Sorge für die Bildung ihres Geschlechts hinter den Mönchsklöstern nicht zurückblieben, und die Fräulein Latein lernten, wie jetzt Französisch. Karl führte selbst die Oberaufsicht über die Schulen seines Reichs, ließ sich Berichte einsenden, stellte Untersuchungen und Prüfungen an und hielt den Schülern seiner Hofschule in eigner Person Ermahnungsreden. — Da die Geistlichkeit an den Kathedral- und Domkirchen sich im 9. Jahrh.

Digitized by Google

zum kanonischen Leben vereinigt und hierdurch Stifter gegründet hatte, entstanden die Stiftsschulen, welche sich mehr der allgemeinen Bestimmung der Trivialschulen näherten, dagegen die bischöfl. Schulen Seminarien für den geistl. Stand blieben oder in die Verfassung der Facultätsschulen und späterhin der Universitäten übergingen. Mainz, Trier, Köln, Lüttich, Utrecht, Bremen, Hildesheim hatten im 10. Jahrh. berühmte Stifts- oder Domschulen. Doch fehlte es bald wieder an Aufmunterung von oben. Karls Verordnungen wurden während der Regierungsstreitigkeiten seiner Enkel, unter denen auch jene Akademie und Hofschule einging, nicht mehr aufrecht erhalten, und seine Schöpfung verfiel, wie die mit gleichem Eifer und Umfang im 9. Jahrh. begonnene Schuleinrichtung des großen Alfred in England durch die Einfälle der Dänen gestört wurde, und ungeachtet Eduard der Bekenner sie wiederherzustellen suchte, allmälig in Vergessenheit kam. — Inzwischen hatten die Rabbinenschulen der Juden in Syrien, Nordafrika und selbst in Europa, wo es zu Lunel in Frankreich im 7. Jahrh. und zu Corduba in Spanien im 10. und 11. Jahrh. jüdische Akademien gab, Überreste der wissenschaftlichen Bildung des Alterthums fortgepflanzt, und mit freierm Geist und Geschmack seit dem 9. Jahrh. die Schulen der Araber im orientalischen und afrikanischen Khalifat und in den spanisch-maurischen Königreichen sich erhoben. Ihre Fortschritte in den mathematischen und medicinischen Wissenschaften theilten sich zunächst dem Süden des christlichen Europa mit. In Italien, wo nach der unter den Gothen und Longobarden eingerissenen Barbarei erst König Lothar im 9. Jahrh. wieder Schulen für die größern Städte angelegt hatte, sowie in Spanien und Frankreich, wurde beim Entstehen der Facultätsschulen der Einfluß arabischer Bildung bemerklich. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabische Ärzte, und die naturhistorischen und mathemat. Werke der Saracenen wurden auch von christl. Gelehrten gesucht. Dagegen gab die Ausbildung des päpstl. Kirchenrechts Anlaß zur Gründung besonderer Rechtsschulen, unter denen Bologna und Lyon den größten Ruf erlangten. Das Privilegium der akademischen Freiheiten, welches erstere 1158 vom Kaiser Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfassung der Universitäten, die im 12. und 13. Jahrh. entstanden. Es bedurfte auch solcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Zeiten, wo die Trägheit und Üppigkeit der Geistlichen Stifts- und Klosterschulen in Verfall gerathen ließ, neue Lehrer zu bilden und den Geschmack der Völker für Wissenschaften zu beleben. Allein auch hierbei konnte es nicht an kirchlicher Einseitigkeit fehlen, da seit dem Anfange des 13. Jahrh. die Bettelmönche nicht nur mit ihren Klöstern Volksschulen verbanden und in den städtischen Pfarreien als Kinderlehrer auftraten, sondern sich auch als Lehrer in die Universitäten einzudrängen wußten, um das Gewicht ihres Ordens und die Macht des Papstes zu erhöhen. — So war denn der Zustand des Schulwesens im Mittelalter keineswegs so blühend, als nach der Regsamkeit früherer Jahrhunderte und nach Karls d. Gr. Anstalten zu erwarten gewesen. An die Stelle des freien Vortrags kam selbst in höhern Schulen das Zeit raubende Dictiren; Gedächtnißkram galt für die Gelehrsamkeit, der todte Buchstabe regierte und eine Sokratische Anleitung zum Verstehen des Erlernten wurde fast überall vermißt. Die Schüler auf den lateinischen oder Trivialschulen brachten die meiste Zeit mit Abschreiben der Lehrbücher hin. In den niedern Pfarrschulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulassen; denn das vor Erfindung des Bücherdrucks ungemein wichtige und einträgliche Gewerbe der Schreibekunst sollte der Geistlichkeit vorbehalten (ars clericalis) bleiben, und das Recht, Schreibschulen für die Bürgerkinder zu errichten, mußte durch besondere Verträge mit der Geistlichkeit von den Stadträthen erworben werden. Beim Emporkommen des Bürgerstandes aber fingen diese Obrigkeiten selbst für den von der Geistlichkeit sehr vernachlässigten Jugendunterricht an zu sorgen und stifteten eigne Stadtschulen, in

Digitized by Google

denen Lesen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für diese, und da die Kanonici und Pfarrer aufgehört hatten, sich mit dem Jugendunterrichte zu beschäftigen, auch für die Stifts- und Pfarrschulen wurden herumschweifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete sich ein Schullehrerstand, der zwar dem geistlichen Stande (welcher damals allein im Besitze gelehrter Bildung war) angehörte, aber durch seine zunftartigen Abstufungen und durch das sittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eignen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Die Schul- und Kindermeister wurden von den Stadträthen und Pfarrern auf Jahresfrist oder vierteljährige Aufkündigung gedungen, und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl selbst auf ähnliche Weise Gehülfen annehmen und ihre Besoldung mit ihnen theilen. Diese Unterlehrer oder Gesellen (Locati, weil sie gedungen wurden, Stampuales, weil sie den Elementarunterricht ertheilten) waren, auch wo das Patronatrecht den Stadträthen zustand, nebst ihren Meistern den Pfarrern untergeben, welche sie als Schreiber und Kirchendiener brauchten. Bisweilen hießen die Schulmeister, welche Latein lehrten, Rectoren; die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen, Lesen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10 Gebote, der Gebete und Psalmen) anvertraut war, Cantoren. — Aus dieser Abtheilung entstand in Deutschland der Unterschied der latein. und deutschen Schulen, welche seit dem 16. Jahrh. entweder völlig von einander getrennt, oder, wie an den meisten Orten geschah, durch Anstellung von Conrectoren und Subrectoren als Gehülfen des Rectors beim Unterricht in den classischen Sprachen und durch Einführung der Anfangsgründe des Lateinischen in die untern Classen als ein erweitertes Ganze zusammengeschmolzen wurden. Die größern Zöglinge der Oberclasse wanderten häufig von einer Schule zur andern und trieben als fahrende (reisende) Schüler unter dem Volke allerlei muthwillige Künste mit Schatzgräbereien, Mummereien und Hanswurstiaden, daher sie bald Histriones (weil sie, wie in Frankreich die Jongleurs und Gaillards, die ersten Schauspielerbanden bildeten), bald Bacchanten (Vacantivi, Müßiggänger) genannt wurden. Gewöhnlich führten sie jüngere Schüler mit sich, welche ihnen mit Leib und Leben angehörten, Knechtsdienste leisten, und wenn es eben keinen andern Erwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Burschensprache, daher diese kleinern Schüler Schützen hießen, wovon der Spitzname Abc-Schützen) Unterhalt verschaffen mußten, ohne davon mehr zu bekommen, als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zuwarfen. Im 14. und 15. Jahrh. war das Unwesen dieser scholarischen Landstreicher und Banden, unter denen es oft 30jährige Bacchanten gab, die noch keinen latein. Autor exponiren konnten, in Deutschland am ärgsten; sie machten, weil ihnen als angehenden Studenten das Degentragen erlaubt war, die Straßen unsicher und störten nicht selten die öffentliche Ruhe. Wo sie etwa Lernens halber in einer Schule verweilten, fanden sie mit ihren Schützen Herberge in den Lehrzimmern und auf den Kirchhöfen, und lebten von den Wohlthaten der Bürger. Auch kam es, wo an einem Orte mehre Schulen bestanden, zwischen den beiderseitigen Schülern bisweilen zu förmlichen Fehden, die nach Weise des Faustrechts blutig entschieden wurden. Noch im Anfange des 16. Jahrh. beklagt Luther, daß solche verwilderte Menschen Lehrerstellen erhielten; denn meistentheils ließen nur Bacchanten, die kaum eine Universität gesehen hatten, sich als Locaten und Schulmeister dingen, dagegen edlere gelehrte Jünglinge nach geistlichen Pfründen und akademischen Lehrämtern strebten. Einzig in ihrer Art war in der Geschichte des Schulwesens dieser Zeit die fromme Brüderschaft der Hieronymianer (s. d.). Sie bestanden aus Klerikern und Laien, welche zusammen lebten und sich theils mit Handarbeiten, theils mit dem Unterrichte in den vom Stifter errichteten Schulen für Knaben und Mädchen beschäftigten. Diese lernten Lesen, Schreiben und nützliche Handarbeiten; für wißbegierige Knaben

Digitized by Google

gab es höhere latein. Schulclassen, wo ihnen eine gründliche philologische Bildung ertheilt wurde. Nach dem Muster dieser in ihrem Zweck humanistischen, in ihrer Einrichtung wahrhaft menschenfreundlichen Anstalt entstanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutschland mehre Schulen, die sich bald mit den in Italien eingewanderten Griechen in Verbindung setzten und das Studium der Classiker emporbrachten. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Joh. Hegius, Erasmus, Rudolf Agricola, Reuchlin u. Melanchthon, die aus diesen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freiern Bildung aus den Quellen des classischen Alterthums an. Zwar blieb, was schon seit der letztern Hälfte des 14. Jahrh. von ital. Höfen und Universitäten durch gelehrte Griechen und durch die Platonische Akademie zu Florenz, und gegen Ende des 15. Jahrh. durch die von Konrad Celtes gestiftete Rheinische gelehrte Gesellschaft für die Wiedererweckung der großen Alten geschah, zunächst mehr ein geistiger Luxus der Großen und Gelehrten; doch kam mancher geschickte Schulmann von Basel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches seit Luther's und Melanchthon's Auftritt Deutschlands Lehrerin wurde. — Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulvisitationen in Kursachsen 1529 das vorleuchtende Beispiel einer ernstlichen Sorge des Staats für die Schulen gaben, gründeten nun die Stadträthe Gymnasien und Lyceen mit fest angestellten Lehrern. Das eingezogene Kirchengut ward in der Regel zum Besten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rectoren Sturm in Strasburg (st. 1589), Friedland, genannt Trotzendorf, in Goldberg (st. 1556), Heyder in Nürnberg (st. 1568), Neander in Ilefeld (st. 1595), erwarben sich als Methodiker um den Schulunterricht und die Zucht weitwirkendes Verdienst; die durch die Buchdruckerkunst vervielfältigten Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derselben hörte auf, und jenes wilde, romantische Zeitalter wich der Prosa eines wissenschaftlichen Geistes, der den alten Encyklopädismus bald verdrängte. Nur die Kloster-, Stifts- und Trivialschulen der Katholiken blieben noch in den dürftigen Schematismus der 7 freien Künste gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der scholarischen Lebensweise früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die wegen der Übung im Lateinsprechen nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die festlichen Schulaufzüge, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterstützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutschen Zunftwesen so nahe verwandte Pennalismus. — Auch für die Mädchen errichtete man in den Städten besondere Schulen und stellte in protestantischen Ländern auf den Dörfern Schulmeister an, um den Katechismus zu lehren. — Während sich nun so im 16. Jahrh. unter den Protestanten ein planmäßig geordnetes Schulwesen bildete und die alten Sprachen den Unterricht selbst in kleinen Landstädten beseelten, erhoben sich gegen Ende dieses Jahrhunderts unter den Katholiken die Jesuitenschulen, die durch ihren bessern Geschmack und methodischen Geist bald das Übergewicht über die Schulen ältern Styles in ihrer Kirche erhielten und selbst die Eifersucht protestantischer Schulmänner erregten, von denen sie manches Gute angenommen hatten. Das Wetteifern um höhere Stellen und das frühe Lateinreden, das sie nach des Strasburgers Sturm Weise einführten, weckte die guten Köpfe und trieb die langsamen; sie leisteten viel in den mathematischen Wissenschaften und widmeten der Geographie und Geschichte besondere Lehrstunden. Doch wurden die vielen Feiertage und Andachtsübungen, die spielenden Methoden, die Verstümmelungen der alten Classiker, die Vernachlässigung des Griechischen, das von ihnen ausgehende Halb- und Küchenlatein und die geheimen Sünden, die in ihren Collegien Lehrer und Schüler verdarben, der Gemeinnützigkeit dieser Schulen hinderlich. Sie waren überdies mehr für die Kinder der Wohlhabenden als für die niedern Volksclassen eingerichtet, aus denen

Digitized by Google

die Jesuiten nur solche Knaben aufnahmen, die brauchbare Glieder ihres Ordens zu werden versprachen, und bald zeigte es sich, daß sie es damit nicht auf wahre Menschenbildung, sondern auf eine Abrichtung der Jugend für ihre herrschsüchtigen Zwecke angelegt hatten. Doch erwarben sie sich das Verdienst bei der schnellen Verbreitung ihres Ordens, das Licht einiger wissenschaftlichen Bildung in die entlegensten, finstersten Gegenden zu bringen. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die besten, in Ungarn und Polen neben den Klosterschulen und den Collegien der Piaristen die einzigen, selbst Amerika und Asien nahmen durch ihre Missionen Theil an den Fortschritten der neuern europäischen Bildung. Diese ging indeß im 17. Jahrh. bei weitem nicht so schnell von statten als im vorhergehenden. Das strenge Halten auf orthodoxe Kirchlichkeit, das heftige Streiten, der steife Dogmatismus selbst in der Philologie und die kleinliche Sylbenstecherei theilte sich von den Universitäten höhern und niedern Schulen mit. Die Gymnasien und Lyceen erstarrten in den Formen der Grammatik, die Trivialschulen hielten es für ihren größten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu sein, die untersten Volksschulen blieben der elenden Führung verdorbener Studenten und Scholaren oder unwissender Handwerker und Bedienten preisgegeben. Kaum wurde irgendwo eine andre Geisteskraft der Kinder geübt als das Gedächtniß, barbarische Härte der Zucht mußte ersetzen, was den Lehrern an Achtung und Liebe der Schüler abging. Überdies zersprengte der dreißigjährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilde Schwärmerei zerstörte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigern Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Bestreben des Schullehrerstandes, sich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, besonders unter den Protestanten sichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer schon vor der Reformation aus dem geistlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meist von weltlichen Obrigkeiten abhingen, so verweltlichte sich auch der in ihnen herrschende Geist, und der Grundsatz der akademischen Ungebundenheit trat an die Stelle der klösterlichen Zucht, die überhaupt nur da erhalten werden konnte, wo die Schüler in Erziehungshäusern, wie in den Fürsten- und Klosterschulen und bei den Jesuiten, zusammenlebten. Inzwischen sorgten um diese Zeit einige hervorragende pädagogische Schriftsteller, wie der engl. Kanzler Baco und der landflüchtige Bischof der mährischen Brüder, Amos Comenius (s. d.), für eine zweckmäßigere Einrichtung des Unterrichts. Auch gab es damals einen pädagogischen Eiferer und Abenteurer, Wolfgang Ratich, der mit neuen Lehrmethoden an den Höfen herumreiste, das Heil der Menschheit verkündigte, wie Basedow, und endlich 1614 durch fürstl. Freigebigkeit bis zur Errichtung einer Normalschule zu Köthen kam, die aber bald wieder spurlos unterging. Die durch solche Rathschläge und Versuche empfohlene Bildung des Verstandes und der Einbildungskraft ging jedoch weniger in das Leben der Schulen als in die Privaterziehung der höhern Stände ein.

Mehr Einfluß erhielt gegen das Ende des 17. Jahrh. der durch Fénélon und Spener (vgl. Pietismus und Quietismus) aufgestellte Grundsatz der Andächtigkeit und frommen Beschauung, auf den A. H. Franke (s. d.) s. Stiftungen gründete. Schulmänner seines Geistes verbreiteten sich in der ersten Hälfte d. 18. Jahrh. von Halle aus über das ganze nördliche Deutschland; Kloster-Bergen bei Magdeburg ward eine Musterschule dieser Art für Studirende, und auch in die Winkel- und Landschulen drang neben der Andächtelei bisweilen etwas von den Franke'schen Methoden. Doch stand es im Ganzen um das Volksschulwesen viel schlechter als um die Gelehrtenschulen, wo, wenn auch oft ohne Geschmack, Latein und Griechisch tüchtig erlernt wurde, denn die humanistische Bildung galt in den Augen der Gelehrten noch als die einzige. (Vgl. Human) Die von Baco und Montaigne angeregte Idee einer der Natur und allgemeinen menschlichen Bestimmung

Digitized by Google

angemessenern Lehr- und Erziehungsweise erhielt um diese Zeit eine vollständigere Entwickelung durch Locke und Rousseau (s. d.), und der Philanthropismus Basedow's und seiner Freunde verpflanzte sie in der 2. Hälfte d. 18. Jahrh. auf deutschen Boden. Hier fand die praktische Richtung dieser Erzieher, welche die Bildung der Jugend für den verständigen Genuß und die Geschäfte des irdischen Lebens beabsichtigten und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Gesellschaft hinarbeiteten, bei der nicht gelehrten Lesewelt großen Beifall. In die gelehrten Schulen, wo bisher neben den alten Sprachen nur Mathematik geduldet worden war, kam nun durch diesen Einfluß der fast ganz vernachlässigte Unterricht in den Sachkenntnissen (Realien); es entstanden besondere Realschulen, z. B. durch Hecker zu Berlin, in denen neben den Sprachen auch Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunst gelehrt wurde, für die Söhne des höhern Bürgerstandes. Sie wurden auch Mittelschulen genannt, weil sie zwischen den Volksschulen und Gymnasien mitten inne stehen. Zur Ausfüllung dieser Lücke des deutschen Schulwesens dienen auch die Militairakademien in den Residenzstädten größerer Staaten, die Handlungsschulen, die Forstinstitute, als Bildungsanstalten für besondere Stände. In ähnlicher Absicht errichtete die bairische Regierung bei ihrer neuen Schuleinrichtung neben den Studienanstalten (Gymnasien) für künftige Gelehrte 1807 und 1808 zu München, Augsburg und Nürnberg Realinstitute, wo Knaben und Jünglinge, die Künstler, Wundärzte, Apotheker, Fabricanten werden, oder sich dem Bergbau, dem Kameralfache widmen wollen, neben dem zur allgemeinen menschlichen Bildung nöthigen Religions- und Sprachenunterricht auch die mathematischen und Naturwissenschaften kennen lernen. Die Trivialschulen, die noch in kleinern Städten und neben den Gymnasien auch in größern bestanden, verwandelte man seit dem Ende d. 18. Jahrh. in höhere und niedere Bürgerschulen (s. d.), neben denen für die fast ohne allen Unterricht aufwachsenden Kinder der Armen in größern Städten besondere Frei- und Armenschulen, zu ihrer Beschäftigung außer den Schulstunden Arbeitsschulen, auch Industrie- oder Gewerbschulen genannt, wo die Kinder Spinnen und andre nützliche Handarbeiten lernen, für Handwerkslehrlinge und Gesellen und junge Leute aus der dienenden Classe, die mit allzu geringen Vorkenntnissen die Schule verlassen oder Trieb zu weiterer Bildung hatten, Sonntagsschulen zur Nachhülfe im Lesen, Schreiben und Rechnen errichtet wurden. — So erfüllte man die frommen Wünsche des Philanthropisten, obwol bei weitem nicht überall, wo es nöthig war. Die kath. Staaten Europas hatten davon wenig Kenntniß genommen, da ihre Regierungen sonst den Jugendunterricht der Geistlichkeit allein überließen, und besonders dem wohlthätigen Einflusse der von den Jesuiten, Piaristen, Ursulinerinnen und andern geistlichen Orden unterhaltenen Schulen für Knaben und Mädchen unbedingt vertrauten. Durch die Aufhebung der Jesuiten 1773 entstand eine Lücke, welche die meist bloß auf Trivialschulen eingerichteten Piaristen ganz auszufüllen unfähig waren. Am wenigsten wurde dieser Mangel jedoch in Deutschland fühlbar. Schon damals hatte Östreich, durch die Gründung der vom Abt Felbiger zuerst in Böhmen eingerichteten Normalschulen (s. d.) (Schulen für die Jugend der niedern Stände, welche den gesammten Volksschulen der Monarchie als Norm [Muster] dienen sollten) eine bessere Ordnung im Unterricht und Schulbesuch vorbereitet, und die Thätigkeit des Edlen v. Schulenstein, der diese Schulreform in Böhmen auch auf die Landschulen ausdehnte und Industrieschulen anlegte, ernstlich unterstützt. Freilich schien die hier eingeführte steife Literalmethode und der todte Mechanismus des Unterrichts, den die nach Art des Exercierreglements entworfenen kaiserl. Schulverordnungen vorschrieben, ein Grenzstein künftiger Verbesserungen zu werden, es fehlte noch sehr an brauchbaren Lehrern und bei der mit der Schulaufsicht beauftragten Geistlichkeit an Theilnahme und pädagogischer Ein-

Digitized by Google

ſicht; dieſe ſoll ſie jedoch durch die unter dem jetzigen Kaiſer errichteten Profeſſuren der Pädagogik an den Univerſitäten und biſchöfl. Seminarien erhalten, um hinter den Fortſchritten, welche im 19. Jahrh. die Stiftung neuer Bürgerſchulen und Gymnaſien, die Verbeſſerungen der Lehrergehalte und das Inſtitut der Sonntagsſchulen in dieſer Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. — Die Normalſchulen fanden in den meiſten kath. Staaten Deutſchlands bald Nachahmung. Mainz, Münſter, Fulda, Salzburg und beſonders Würzburg und Bamberg nahmen ſich ernſtlich des Volksſchulweſens an, das freilich an vielen Orten erſt entſtehen ſollte. Auch Ungarn und Galizien blieben nicht ganz zurück, obwol mehr in Anſehung der ſtädtiſchen Schulen und Gymnaſien, welche die Geiſtlichkeit nicht allein verſorgen konnte, geſchehen iſt, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule ſind. Italien, Portugal und Spanien fuhren in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Prieſterſtande und dem Zufall anheimzuſtellen. Außer einigen biſchöfl. Seminarien, den Piariſtenſchulen und den Klöſtern, in denen ſorgſame Ältern ihre Kinder unterrichten laſſen, gibt es dort keine Anſtalten, die mit unſern Schulen verglichen werden könnten. Was Leopold in Toscana, nach dem Muſter Öſtreichs, zur Einrichtung guter Volksſchulen für beide Geſchlechter that, verfiel zum Theil in der Revolutionsperiode wieder, und nach Vertreibung der Franzoſen glauben die ital. Fürſten, wie der König von Spanien, die geiſtige Bildung ihrer Völker um ſo weniger heben zu dürfen, je gefährlicher die franz. Aufklärung ihrer Ruhe geworden iſt. Die wiedererweckten, geiſtig ſehr unbedeutenden Jeſuiten werden in dieſer Stimmung nichts verändern und die alte Unwiſſenheit hegen.

Um das Schulweſen Frankreichs zu würdigen, darf man auf die während der Revolution und unter Napoleon über dieſen Gegenſtand in Paris bekanntgemachten Ideen, Plane und Decrete keine Rückſicht nehmen; ſie blieben geiſtreiche Einfälle oder wohllautende Verſprechungen ohne erhebliche Wirkung. Vor der Revolution gab es außer den biſchöfl. Seminarien und Kloſterſchulen ſtädtiſche Lyceen und Collegien, wo die ſtudirende Jugend unter klöſterlicher Zucht zur Akademie vorbereitet wurde. Für das Volksſchulweſen that der Staat nichts, hier und da wurden von den geiſtlichen Orden und einzelnen Wohlthätern, beſonders nach Fénélon's Anregung, Elementarſchulen unterhalten; was ſonſt geſchehen ſollte, mußten die Gemeinden ſelbſt unternehmen, denn aus den Fonds der milden Stiftungen gab die Geiſtlichkeit nicht leicht etwas her. Der Unterricht war dürftig, durch Frömmelei beſchränkt und den Fortſchritten der deutſchen Methodik ganz fremd. Während der Revolution wurden die Schulen für Staatsanſtalten erklärt, die Kirchengüter und Stiftungen zum Staatseigenthum gezogen und ihrem Zwecke entfremdet und dadurch die Mittel zur Herſtellung eines geordneten Schulweſens gerade von Denen abgeſchnitten, die ſo viel Herrliches über Staatsbildung zu ſprechen wußten. Daß Paris unter dem Nationaldirectorium eine polytechniſche Schule, der Verfaſſung und Abſicht nach ganz den bairiſchen Realinſtituten ähnlich, erhielt, daß Napoleon einige Militair- und Gewerbſchulen gründete, die verfallenen Fräuleinſtifte in Erziehungshäuſer für die Kinder der Ehrenlegionnairs verwandelte und eine kaiſerl. Univerſität als Oberbehörde für das geſammte Unterrichtsweſen des Reichs einrichtete, konnte nur ſehr Wenigen zu ſtatten kommen. Der mit ſoldatiſcher Engherzigkeit entworfene Plan dieſer Univerſität gedieh in ſeiner Ausführung nicht weiter, als das ſchon Vorhandene ſich benutzen ließ. Die Akademien (Facultätsſchulen) und die ganz militairiſch geordneten Lyceen traten an die Stelle der ehemaligen Anſtalten gleicher Gattung. Die zu errichtenden Secondairſchulen (Bürgerſchulen) kamen an den wenigſten Orten, die Primairſchulen (Elementar- und Dorfſchulen) faſt nirgends zu Stande, weil es an Geld und gutem Willen fehlte. Die Privatanſtalten, denen gewiſſenhafte Ältern ihre Kinder anvertrauten, wur-

Digitized by Google

den auf alle Weise behindert; allen Unterricht in der Moral und Religion sollte der 1806 erschienene „Katechismus des Kaiserreichs" ersetzen, nur Mathematik und Naturwissenschaft hatten vor Napoleons Augen Gnade. So fanden die Bourbons das Schulwesen Frankreichs in einer Verwilderung, der die Aufhebung der unter Napoleon entstandenen Anstalten und die in Eile verfügte Stiftung einer Normalschule zur Bildung der Lehrer für Gelehrtenschulen, deren Einfluß nicht weit über Paris hinausgehen kann, schwerlich abhelfen wird. Noch haben viele Städte und die meisten Landgemeinden keine Schulen, außer denen, die sie etwa auf eigne Kosten anlegen; an die Bildung von Elementarlehrern ist nirgends gedacht, die Geistlichkeit bleibt lau, weil das Ministerium des Innern die Schulangelegenheiten zu seiner Verwaltung gezogen hat, und selbst in den durch die öffentliche Wohlthätigkeit zu Paris errichteten Armenschulen wird die Anwendung neuer Lehrmethoden durch inquisitorische Frömmelei erschwert. Die Brüder der christlichen Schulen (Frères ignorantins, weil sie die Unwissenden belehren, obwol sie es zum Theil selbst sind), eine nach Art der geistlichen Orden verbundene Körperschaft in Frankreich, die sich, ohne beständige Gelübde abzulegen, dem Unterrichte der Kinder aus den niedern Volksclassen widmet, und während der Revolution fast ganz eingegangen war, lebten unter Napoleon wieder auf. Sie zählen jetzt gegen 1200 Glieder, die unter ihrem Directionshause zu Lyon stehen, verwalten aber nur 60 Armenschulen. Sicher wächst noch jetzt in diesem des Vorzugs der feinsten Bildung sich rühmenden Reiche ein Dritttheil der Bevölkerung ohne Schul- und Privatunterricht auf. Seit 1816 bemühte man sich, diesen Mangel durch Errichtung von Elementarschulen nach Lancaster's Methode abzuhelfen. S. Depping, „Über die Entstehung, Fortschritte und den jetzigen Zustand der neuen Lehrart in Frankreich" im „Morgenblatte", 1817, Nr. 122 fg.

Nicht viel besser steht es um die Jugend auf den großbritannischen Inseln. Man weiß, daß die engl. Regierung durch Aufrechthaltung der bischöfl. Kirche, in deren Schoße die nach altklösterlicher Art eingerichteten Erziehungshäuser (s. Collegien) als bewährte Schulen der classischen Philologie bestehen, hinlänglich für die geistige Wohlfahrt ihrer Völker gesorgt zu haben glaubt, den Unterricht der nicht zum Gelehrtenstande bestimmten Jugend aber dem Zufall und der Milde gemeinnütziger Privatgesellschaften überläßt. Die Pensionsanstalten, in denen der größte Theil der Jugend beiderlei Geschlechts aus den höhern und mittlern Ständen erzogen wird, sind nicht beaufsichtigt und von sehr ungleichem Werth. Aus den Armenfonds werden in den Kirchspielen Freischulen unterhalten, aber säumende Ältern nicht angehalten ihre Kinder hineinzuschicken. Für die Menge von Kindern, die man in den Fabriken braucht, sind die Sonntagsschulen ein sehr dürftiger Ersatz des ihnen sonst gänzlich mangelnden Schulunterrichts. In London selbst wachsen nach den neuesten Nachrichten bei 30,000 Kinder ganz ohne Schule auf, und wie kläglich es um die Methoden des Elementarunterrichts stehen mag, beweist der große Beifall, den Bell und Lancaster mit ihrer aus Sparsamkeit für einen Haufen von 1000 Kindern auf einmal berechneten und nur auf militairisches Abrichten und Eintrichtern ausgehenden Lehrweise bei Großen und Kleinen in England gefunden haben. Etwas mehr thun die Dissenters für ihre Schulen, doch die armen Katholiken in Irland dürfen keine öffentliche Lehranstalten haben. — In Schweden steht das Schulwesen noch jetzt auf der Stufe, wo es im 17. Jahrh. unter den deutschen Protestanten war; die im Besitz des Kirchengutes ihrer kath. Vorfahren gesicherte Geistlichkeit zeigt wenig Neigung, etwas davon für den öffentlichen Unterricht zu verwenden, und die Regierung ist zu arm und jetzt zu eifrig auf völlige Abschließung vom Auslande bedacht, als daß die Ideen neuerer deutschen Pädagogen Eingang und Ausführung finden könnten. — Das weite Rußland hat sich seit 100 Jahren, wo es darin nur eine Klostererziehung für die Geistlichkeit

Digitized by Google

nd die schon von Wladimir d. Gr. erzwungenen Erziehungshäuser für die Söhne er Großen gab, mit Schulplanen getragen, die einigen Bildungsanstalten für die öhern Stände in den Residenzen das Dasein gaben. Nach den Schulverordnun-en des Kaisers Alexander sollten Kreis-, Bezirks- und Kirchspielschulen im gan-en Reiche errichtet werden, um der tiefen Unwissenheit des bisher vernachlässigten Volks abzuhelfen. Die Kreisschulen bestehen nun nach Art der deutschen Gymna-ien in den meisten Gouvernementsstädten, die Bezirksschulen in einigen Mittel-städten, die Kirchspielschulen aber noch auf sehr wenigen Dörfern, und das Meiste nd Beste dieser neuen Schöpfung soll erst werden. Etwas früher gab es schon in en deutschen Provinzen gute Gymnasien und einige Bürger- und Landschulen, och sind die letztern noch in sehr unvollkommenem Zustande. Für die Bildung der ath. Jugend haben die von der Kaiserin Katharina II. in Weißrußland aufgenom-nenen Jesuiten auf ihre Weise gesorgt. — Polen, wo sonst nur der Adel durch Ordensgeistliche (Lazaristen, Piaristen, ehedem auch Jesuiten) erzogen wurde, atte vor s. letzten Theilung einige gegen Ende d. 18. Jahrh. gestiftete Gymnasien, Bürger- und Landschulen, die es besonders der Periode des preuß. Einflusses ver-ankte, doch lange noch keine vollständige Schulverfassung. Was die Plane des unter der herzogl. warschauischen Regierung niedergesetzten Erziehungsrathes für den Elementarunterricht beider Geschlechter in allen Kirchspielen beabsichtigten, ist jetzt noch in s. Entwickelung begriffen. — Dänemark, aus dem literarische Nah-rung in die lat. Schulen der sehr lernbegierigen Isländer kommt, Holland, hinter dem die kath. Niederlande in der Sorge für den öffentlichen Unterricht weit zurück-stehen, und die Schweiz halten mit dem pädagogischen Streben des protestant. Deutschlands ziemlich gleichen Schritt. Die letztere könnte nach Pesta lozzi's An-regung für die Volksschulen noch mehr gethan haben; doch findet man in einigen Cantonen Seminarien für Schullehrer, die Dänemark schon seit 40 Jahren hat. Eine weise Auswahl des Zweckmäßigsten aus dem großen Vorrathe neuer pädagogi-scher Ideen ist die von der dänischen Regierung für die deutschen Provinzen 1814 erlassene Schulordnung. — Durch treffliche Anstalten zur philologischen Bildung zeichnete sich Holland schon lange aus, und die 1784 vereinigte Privatgesell-schaft für das Gemeinwohl hat den Volksschulen eine musterhafte Einrichtung ge-geben, die fortwährend besteht.

Doch nirgends wurde mehr über das Schulwesen verhandelt und auch im Großen und Kleinen dafür gethan als in Deutschland. Welche neue Gat-tungen von Schulen hier entstanden, haben wir schon oben erwähnt, und ver-weisen in Rücksicht der Bildung des Landvolks auf d. A. Landschulen. Das meiste bei diesen Verbesserungen hatten deutsche Fürsten und Obrigkeiten gelegent-lich und nach und nach veranstaltet, eine allgemeine, durchgreifende Einrichtung des Schulwesens als National- und Regierungsangelegenheit aber im 18. Jahrh. noch nicht unternommen. — Baiern war der erste größere Staat, der hierin ein Aufsehen erregendes Beispiel gab, da nach den seit 1806 ins Werk gesetzten königl. Verordnungen das Erziehungs- und Unterrichtswesen in diesem Reiche ein wohlge-gliedertes zusammenwirkendes Ganzes wurde. Eine besondere Section im Mini-sterium des Innern ist die Oberbehörde des bairischen Schulwesens, das alle die obengenannten Gattungen von Schulen insichfaßt, bei den General-Kreiscom-missariaten durch die Kreisschulräthe vertreten und, was die niedern Volksschulen betrifft, durch die Decane und Districtsinspectoren beaufsichtigt und geleitet wird. Für die bessere Bildung und Besoldung der Lehrer ist dabei auf zweckmäßige Weise gesorgt, und die anfangs nach franz. Muster verfügte Vereinigung aller den Uni-versitäten und Schulen gewidmeten Fonds zur obersten Behörde in München als ein den Geschäftsgang erschwerender und die Verwaltungskosten vermehrender Mißgriff, 1816 durch Zurückgabe der Verwaltung dieser Fonds an die Ortsbehör-

Digitized by Google

den theilweise wieder aufgehoben worden. Verschweigen läßt sich dabei nicht, daß die bairischen Schulverbesserungsplane noch keineswegs so viel genützt und Gutes bewirkt haben, als bei einer mehr darauf vorbereiteten Nation und bei einem weniger gewaltsamen Verfahren möglich gewesen wäre. — Die kleinern Staaten des protestant. Deutschlands sind den größern in der Verbesserung des Schulwesens vorausgeeilt. Musterhaft ist es im Nassauischen, im Lippe-Detmoldischen, im Anhalt-Dessauischen und in den sächsischen Herzogthümern eingerichtet; doch haben auch Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, so viel die unruhige Zeit erlaubte, für das Wohl der niedern Schulen gethan. — Hanover und Braunschweig verbesserten schon in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrh. die Gymnasien und legten Seminarien für Landschullehrer an; in neuern Zeiten scheint man dort etwas langsamer vorwärts zu gehen, was die unglückliche Periode der franz. Herrschaft wol erklärt. — Sachsen hatte die von den Reformatoren vorgezeichnete Bahn sichern Schritts verfolgt, und fand immer, im Einzelnen verbessernd und auf das Vorhandene bauend, bei den neuesten Regungen für die Sache der Schulen weniger nachzuholen als seine Nachbarn. Der Ruhm seiner Fürstenschulen hat sich behauptet, die Sorge für gute Lehrerseminarien, die neuen Bürgerschulen und die 1805 erlassene Schulordnung beweisen, daß auch hier das bessere Neue verständig angewendet wird. — Obwol schon seit der Mitte des 18. Jahrh. von Berlin und Halle aus manche Schulverbesserung im Einzelnen bewirkt und durch das 1787 zu Berlin errichtete Oberschulcollegium für eine zeitgemäße Einrichtung der Gelehrtenschulen befriedigend gesorgt worden war, bedurfte Preußen doch im Ganzen sehr jener Anregung, die das Volksschulwesen dieser Monarchie durch den edlen Willen des Königs seit 1808 erhielt. Die damals entworfenen Plane reifen der Ausführung immer mehr entgegen, und da die Verwaltung der Schulangelegenheiten neuerdings auf eine verständige Weise in den Organismus der Provinzialregierungen aufgenommen worden, an guten Anstalten zur Bildung der Lehrer kein Mangel (eine neue ist das Schullehrerseminarium in Wittenberg) und auch die Geistlichkeit für die Sache der Schulen in lebhafte Theilnahme gezogen ist, dürfte es wol, wenn die That dem Worte entspricht, hier in wenigen Jahrzehenden zu einer wahren deutschen Nationalbildung durch den öffentlichen Unterricht kommen. — Glücklicherweise werden die Mißgriffe, welche zufolge jenes heftigen Dringens auf Einführung der Realien durch eine zerstreuende Vervielfältigung der Lehrgegenstände in höhern und niedern Schulen und durch ein übereiltes, eitles Hinaufschrauben einzelner Schulen über ihren verhältnißmäßigen Standpunkt nicht bloß in den preuß. Ländern begangen und an dem bairischen Schulplane so sehr getadelt wurden, jetzt von der Mehrzahl der deutschen Schulmänner erkannt und immer sorgfältiger vermieden. Man hält es nicht mehr für nothwendig, daß auf den Gymnasien die historischen und philosophischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange gelehrt, in den niedern Bürger- und Landschulen aber die weitschichtigen Stoffe der Naturgeschichte und Technologie oder gar der Gewerb- und Landbaukunde in besondern Lehrstunden abgehandelt wurden. Dagegen ist das Leben der Schulen jeder Gattung in Deutschland heiterer und menschlicher, die Zucht weiser und väterlicher, das Local lichter und freundlicher und der die Lehrer beseelende Geist gediegener und religiöser geworden. Der deutsche Schulmann fühlt die Größe seiner Pflichten und die Würde seines Standes, welche von den übrigen Ständen immer mehr anerkannt wird, und auch die Regierungen gestehen ein, wie viel für die Wohlfahrt und sittliche Kraft der Völker auf die Beschaffenheit ihrer Schulen ankommt. Selbst die Juden nehmen Theil an den Wirkungen dieser Denkart, indem sie seit 40 Jahren viele verbesserte und ganz neue Elementarschulen für ihre Gemeinden erhalten oder selbst gestiftet haben. (S. Ruhkopf's „Gesch. des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland".) — Außer Europa gibt es nur in den

Digitized by Google

Vereinigten Staaten von Nordamerika ein einigermaßen geordnetes Schulwesen, dessen Erfolg jedoch für die Gelehrsamkeit bis jetzt unbedeutend und meist auf die Verbesserung des bürgerlichen Lebens beschränkt gewesen ist. In den auf europäischen Niederlassungen bestehenden Schulen für die Colonisten- und Sklavenkinder erkennt man kaum irgendwo mehr als unvollkommene Nachbildungen der Schulen in den Mutterländern. So trägt der Jugendunterricht in Südamerika das Gepräge der spanischen Trägheit, das Schulwesen am Cap und in den Missionen bei den Hottentotten Merkmale der holländ. Sorgfalt und Betriebsamkeit, der kleine Anfang des Negerunterrichts in Westindien Spuren engl. Sparsamkeit und franz. Oberflächlichkeit. Ganz unabhängig von europäischer Bildung gibt es in Ostindien, China, Japan und den übrigen Reichen des östlichen Asiens Schulen verschiedener Grade, worin Despotismus und Priestergeist die Jugend abrichtet, wie er sie braucht; auch Persien unterhält jetzt Schulen, worin die Knaben aller Stände lesen und schreiben lernen; nur die Türkei und das nördliche Afrika beschränken noch, nach alter Weise, allen Unterricht auf die zu Auslegern des Korans und zu Staatsdienern bestimmten Jünglinge. — So hat Europa an seinen Schulen und Anstalten zur Volksbildung eine Bürgschaft seiner geistigen Überlegenheit, die ihm noch lange kein andrer Theil der Erde streitig machen wird.

Seit 1818 hat das Schulwesen sehr ungleiche Fortschritte gemacht. Die deutsche, an Gehalt und Reichthum jeder andern überlegene pädagogische Literatur fuhr mit steigendem Eifer fort, ihre Rathschläge weltbürgerlich auszubieten, und sie wurden wenigstens für die Elementar- oder Volksschulen um so brauchbarer, je sieghafter aus dem Streite über den Werth alter und neuer, illiberaler und liberaler, mechanisirender und den Geist belebender Schuleinrichtungen und Unterrichtsmethoden, die alle Sachkundige und Wohlgesinnte jetzt einigende Überzeugung hervorging, daß harmonische Bildung der jugendlichen Kräfte zum Ziele der durch Vernunft und Offenbarung vorgeschriebenen Menschenbestimmung der allgemeine Zweck, der über Wahl, Abgrenzung und Behandlung der Lehrgegenstände, nach Maßgabe des Alters und künftigen Berufs der Schüler, wie über Zucht und Verfassung der Schulen entscheiden müsse, und daß der Staat verpflichtet sei, jedem in seinem Gebiete aufwachsenden Kinde eine solche Schulbildung zu verschaffen und zu sichern. Anerkannt ist diese Theorie jetzt ziemlich allgemein, am ernstlichsten in den Ländern deutscher Zunge, die auch für ihre Anwendung das Meiste und Beste thaten. Preußen steht in der neuesten Zeit durch die Einsicht und Thätigkeit seiner wohlorganisirten Schulbehörden und durch die Größe seiner Opfer für Verbesserung des gesammten Schulwesens obenan. Zu den 19 Seminarien, die es 1818 schon hatte, errichtete es noch 9 neue, sodaß es seit 1825 auf 28 Haupt- und 20 kleinen Localseminarien mit einem Aufwande von mehr als 100,000 Thlrn. aus Staatscassen, 1500 Seminaristen für die 21,000 Lehrerstellen an den Volksschulen seines Reichs bildet. Auch hat es Schulmänner auf Staatskosten reisen lassen, um sich das Gute auswärtiger Schuleinrichtungen anzueignen. Seminarien für Volksschullehrer haben jetzt alle deutsche Staaten, nur die östreichischen noch nicht ausreichend. Die Verbesserung der Lehrerbesoldungen, Schulgebäude und Lehrmittel blieb jedoch überall noch zu sehr dem Vermögen und guten Willen der Communen und Localbehörden überlassen, und, was die Gesetzgebung im Zustande der niedrigsten Volksclasse ändern kann, um regelmäßigen Schulbesuch aller Kinder möglich zu machen, noch zu unbeachtet, als daß nicht auch jetzt Tausende von deutschen Dorfschulen gefunden würden, denen es in vieler Hinsicht am Nöthigen fehlt. Die Schulordnungen, die im 19. Jahrh. fast jedes deutsche Land, die musterhafteste Nassau, erhalten hat, versprechen überall mehr, als wirklich geschieht und vorhanden ist. (Vgl. „Wahrheit ohne Schminke ꝛc.", Nürnb. 1825.) Nächst dem Maße der Wärme und Einsicht, mit der Fürsten, Regierungen und Obrigkeiten sich

des Schulwesens annehmen, bedingt seinen Standpunkt auch die Stufe und Eigenthümlichkeit der Volksbildung, von der Schulverbesserungen ausgehen und modificirt werden müssen. Natürlich stehen in der Regel westfälische Schulen hinter hanöverischen, pommersche hinter schlesischen, märkische hinter sächsischen, altbairische hinter fränkischen, östreichische hinter böhmischen bei jetzt gleicher Sorgfalt der Regierungen zurück, weil jenen durch den Culturgrad des Volks weniger vorgearbeitet war als diesen. Die in Deutschland, am strengsten in Kurhessen, neuerdings geltendgemachte Maxime, das Schulwesen immer mehr dem kirchlichen Einfluß zu entziehen und, obwol die Pfarrer Localaufseher der Volksschulen bleiben mußten, von den Civilbehörden abhängiger zu machen, hat auf die äußere Ordnung vortheilhafter als auf den Geist der Lehrer und Schüler eingewirkt, welche bald bemerkten, wie leicht sachunkundige Behörden durch Schaustücke nur für die Schulprüfung eingeübter Leistungen zu blenden sind. Selbst bei den berühmtesten Stadt- und Bürgerschulen ist daher Schein und Sein wol zu unterscheiden. Im umgekehrten Verhältnisse wurden die Gelehrtenschulen Deutschlands bedacht. Für zweckmäßigere Organisation der Gymnasien, Lyceen, Studienanstalten (Baiern reorganisirte sie in wenigen Jahren mehrmals, zuletzt 1825) u. s. w. geschah viel, für bessere Besoldung ihrer Lehrer Manches, in Preußen das Genügendste, aber für die pädagogische Bildung der zu diesen Lehrämtern bestimmten jungen Philologen von Staatswegen so viel als Nichts. Auch die von philologischen Seminarien Ausgehenden sind bei ihrer Anstellung mit der Unterrichtskunst und der methodischen Behandlung der scholastischen Disciplinen meist unbekannt, es bleibt ganz ihrem Talent und Fleiße überlassen, ob sie während ihrer Amtsführung jemals lernen werden eine richtige Frage zu stellen, und die unter ihnen immer gewöhnlicher werdende Vernachlässigung theologischer Studien macht sie unfähig, Religionsunterricht zu ertheilen, welcher daher an vielen Gymnasien schlechter als die übrigen Lehrgegenstände bestellt ist. Dagegen haben sich in Folge des jetzt mehr als je raschen und glücklichen Fortschreitens im Studium der alten Sprachen, besonders der griechischen, und des mit jedem Jahre wachsenden Reichthums an vortrefflichen lexikographischen, grammatischen, metrischen, kritischen und archäologischen Hülfsmitteln, die Gelehrtenschulen auf einen Standpunkt philologischer Leistungen emporgeschwungen, der vor 20 Jahren noch kaum erreichbar schien. Die Gymnasiasten lernen sich in griech. Aufsätzen und Versen nicht minder correct und gewandt aussprechen als in lateinischen, und ein tieferes Eindringen aller Studirenden in den Geist des Alterthums würde zu hoffen sein, wenn man die dazu nöthigen Sachkenntnisse mit gleichem Eifer betriebe. Nur in den östreich. Staaten sind die Gymnasien noch auf magere Chrestomathien beschränkt und hinter den übrigen deutschen weit zurück. — Außer Deutschland blieben die Gelehrtenschulen fast überall auf dem alten Standpunkte, und das Volksschulwesen weit unter den Foderungen der Zeit. Die vielversprechenden russischen Schul- und Volkserziehungspläne kamen nur theilweise, und selbst da, wo nun Kreis- und Bezirksschulen bestehen, nicht vollständig zur Ausführung. Jene sind jetzt großentheils militairischen Directoren anvertraut, die jeder naturfreien Regung auf gewisse Weise wehren und das Princip des unbedingten Gehorsams als die brauchbarste Lebensphilosophie einprägen sollen; von ihren wissenschaftlichen Bestrebungen verlautete noch wenig. Die Bezirksschulen müssen wegen des Standes der Volkscultur zu tief anfangen und zu lange elementiren, um schon den Namen Mittelschulen zu verdienen, und für die großentheils noch nicht vorhandenen Kirchspielsschulen sollen taugliche Lehrer erst gebildet werden. Die Schulorganisation in den Ostseeprovinzen ist der deutschen ähnlich, doch im Standpunkte der Schulen auch noch meist hinter den deutschen zurück. Für den Soldatenstand gab es seit 1820 Lancasterschulen. Schweden hat nach seiner neuen Schulordnung vom 16. Dec. 1820 ein wol für die Gelehrten- und Tri-

Digitized by Google

ialschulen verbessertes, durch Erhöhung der Lehrerbesoldungen wohlthätig gewor-
enes, nur an Überhäufung mit Realien in den Lectionsplänen leidendes und die
andschulen zu wenig beachtendes Schulwesen, Bildungsanstalten für Volksschul-
hrer aber gar nicht. In einigen größern Städten bestehen seit 1820 Lancaster-
chulen für Soldatenkinder und Arme. Die ausgezeichnete Bildung des schwedi-
chen Bauerstandes, der häufig seine Kinder selbst unterrichtet, und die vortreffliche
irchliche Sittenzucht, gleicht die Mängel der schwedischen Volksschulen einigerma-
ien aus. Dänemark hofft jetzt das Heil der seinigen, nicht ohne Verkennung
des Guten, was sie zum Theil schon bisher leisteten, von der Einführung des wech-
elseitigen Unterrichts nach Lancaster, die 1819 von dem Adjutanten Abrahamson
zuerst in Soldatenschulen versucht, durch Verbesserung dieser Methode 1822 ver-
breitet und darauf vom Könige für alle Volksschulen, deren 2000 sie bis jetzt an-
nahmen, empfohlen worden ist. Vom englischen Schulwesen ist nichts Neues
anzuführen; es steht immer noch, besonders in Hinsicht des Elementarunterrichts,
weit hinter dem schottischen zurück. Das an sich lobenswerthe Schulwesen der
Niederlande gewann noch bessere Ordnung, da seit Juni 1825 ein Gesetz be-
steht, das die Errichtung von Schulen und Privatanstalten von der Staatsregie-
rung abhängig macht. In Frankreich arbeitet die mächtige, vom Ministerium
des Innern unterstützte, aristokratisch ultramontane Partei darauf hin, den Schu-
len die Einseitigkeit und Geistesbeschränkung wieder einzuimpfen, in der sie der Ein-
fluß des kath. Klerus vor der Revolution erhielt. Sie hat die von der constitu-
tionnellen Partei mit Erfolg begonnene Ausbreitung der Lancasterschulen zu hem-
men gewußt und begünstigt die Brüder der christlichen Lehre und die Jesuiten, de-
ren Collegien nicht nur selbst Erziehungshäuser wurden, sondern auch auf andre
Einfluß gewinnen. Aber auch abgesehen von diesem Beginnen geben die franz.
Schulen, mit Ausnahme der Mathematik und der Naturwissenschaften, wenig
gründliche Bildung; geschickte Lehrer findet man nur in den großen Städten, die
kleinen haben meist elende Trivialschulen, und das Landvolk wächst noch großen-
theils ohne Schulunterricht auf. Das Lateinlernen in den Collèges des ganzen
Reichs wird mit 15 Fr. für den Kopf versteuert, welche nebst andern hohen Abga-
ben, auch von den Lehrern selbst, der Universität zu Paris, d. i. dem Generalstabe
des franz. Unterrichtswesens, zufließen. Hierdurch erklärt sich die anderwärts, wo
das Schulwesen nur Kosten verursacht, unerhörte Thatsache, daß nach dem Budget
für 1826 die Schulen und Akademien Frankreichs 2,526,911 Fr. 63 Centimes
einbrachten, 2,213,200 Fr. kosteten, folglich 313,710 Fr. reinen Gewinn gaben.
In den sardinischen Staaten, wo das ohnehin schlechtbestellte Unterrichts-
wesen den Jesuiten wieder anvertraut wurde, ist Lesen- und Schreibenlernen De-
nen, die nicht über 1500 Lr. Capital, und das Studium der Wissenschaften Denen,
die nicht über 1500 Lr. Renten haben, durch ein königl. Edict verboten. Das
schweizerische protestantische Schulwesen ist im Fortschreiten zum Bessern;
das katholische durch die freiburger Jesuiten und ultramontanische Umtriebe ge-
hemmt. Das italienische Schulwesen stagnirt unter ähnlichen Einflüssen.
Neapel hat noch nicht dazu kommen können, ihm eine besondere Aufmerksamkeit
zu widmen; im Kirchenstaate, Modena und Lucca beherrschen es die Jesuiten;
im Toscanischen, wo zu Florenz 1821 Lancasterschulen durch einen Privatverein
errichtet wurden, steht es auf ziemlich gleichem Fuße mit dem Unterrichtswesen im
östreich. Italien, das wenigstens regelmäßig geordnet und gegen jesuitische Ein-
wirkung gesichert, wenn auch nicht weiter im Fortschreiten ist als das ungarische.
Spanien steht auch in dieser Hinsicht unter allen europ. Staaten am tiefsten.
Die Thätigkeit der Universitäten und vieler Schulen wurde durch die Revolution
und noch mehr durch die Restauration seit 1823 unterbrochen. Wo noch unterrich-
tet wird, geschieht es nach den Grundsätzen des Klerus in alter scholastischer Weise;

Digitized by Google

das niedere Schulwesen entbehrt der Ordnung und Methode, und an vielen Orten ist gar keine Anstalt zur Elementarbildung. Die höhern Stände helfen sich durch Pensionsanstalten im franz. Style und Sendung ihrer Kinder ins Ausland. Portugal steht um Weniges höher; doch fand daselbst keine Unterbrechung des öffentlichen Unterrichts statt. 31.

Schulen (philosophische), s. Philosophie.

Schulen (künstlerische), Gesangschulen, Malerschulen, s. Malerei, und Italienische Kunst, Italienische Musik, Französische Musik, Französische Schule, ꝛc.

Schulenburg (von der). Aus diesem seit dem 12. Jahrh. bekannten, dermalen noch in 2 Haupt- und mehren Nebenlinien blühenden Geschlecht nennen wir folgende: Matthias Johann, Graf von der Sch., geb. 1660, befehligte als Generallieutenant in sächs. Diensten ein sächsisches Corps in Polen gegen Karl XII. Er wurde von diesem am 12. Oct. 1704 bei Puniz angegriffen, hielt zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Reiterei und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, einen nicht unberühmten Rückzug nach Schlesien. 1711 ward er Generalfeldmarschall der Republik Venedig und erwarb sich durch die Vertheidigung der (1715) von den Türken belagerten Festung Korfu große Verdienste, zu deren Andenken die Republik seine Bildsäule auf den öffentlichen Platz zu Korfu setzen ließ. Er starb zu Verona 1747. (S. Varnhagen v. Ense's Biographie desselben.) — Achaz v. d. Sch., k. preuß. Generallieut. der Cavalerie ꝛc., geb. 1669 zu Apenburg in der Altmark, studirte zu Frankfurt und trat 1690 unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. in preuß. Kriegsdienste. Besonders zeichnete er sich in dem span. Erbfolgekriege aus, wo er bei Oudenarde (1708), Lille, Malplaquet (1709) und Mons rühmlich gefochten. Er starb 1731. Großes Verdienst hat er sich um die Schulen für Soldatenkinder erworben. — Adolf Friedrich, Graf v. d. Sch., k. preuß. Generallieut. der Reiterei, Ritter des schwarzen Adlerordens, geb. zu Wolfenbüttel 1685, studirte auf der Ritterakademie zu Lüneburg, dann zu Utrecht. Von 1705—13 befand er sich in hanöverischen Diensten und focht in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet als Major. Von hier trat er in preuß. Dienste, wo er unter Friedrich Wilhelm I. dem pommerschen Feldzuge und dem am Rhein 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er bei Molwitz (1741). Obgleich verwundet, verließ er die Schlacht nicht; eine zweite Wunde gab ihm den Tod. — Levin Rudolf v. d. Sch., k. preuß. Generallieut. und wirkl. Staats- und Kriegsminister, geb. 1727, befand sich während des siebenjähr. Krieges immer in dem Gefolge Friedrichs II. Er starb 1788. — Der Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, herzogl. braunschweigischer Staatsminister, der nach dem Tode des Herzogs bei Quatre-Bras vom Prinzen-Regenten von England an die Spitze der Landesverwaltung im Herzogthum Braunschweig gestellt worden war, hatte sich früher im preuß. Staatsdienste, dann an der Spitze der Stände, sowol im Königreiche Westfalen als im Königreiche Hanover, allgemeine Achtung erworben. Er starb auf seinem Gute Wolfsburg den 25. Dec. 1818.

Schulgesetze sind in weiterer Bedeutung die Grundsätze, nach welchen die innere und äußere Einrichtung einer Schule bestimmt ist, und die mithin von den bei einer Schule angestellten Personen zu beachten und als Gesetze, dem Geiste oder Buchstaben nach, zu beobachten sind. In engerer und gewöhnlicher Bedeutung versteht man darunter die Vorschriften, nach welchen sich Schüler einer Schule zu richten haben. In manchen Schulen findet man besondere Schulgesetze darum überflüssig, weil die Schüler in den Lehrstunden, welche dem Unterrichte in der Moral bestimmt sind, auch mit den Pflichten, die sie als Schüler zu beobachten haben, be-

Digitized by Google

kanntgemacht werden. In andern Schulanstalten aber gibt es besondere Schulgesetze, welche entweder auf einem Bogen in der Schulstube aufgehängt sind, oder zu gewissen Zeiten vorgelesen werden. Sie beziehen sich auf Schulbesuch, Reinlichkeit, Verhalten in der Schule, beim Gehen in die und aus der Schule ꝛc. 11.

Schulinspection ist der Name der geistlichen oder weltlichen, oder aus beiden Ständen gemischten Behörden, welchen die Aufsicht über eine oder mehre Schulen übertragen ist. Gegen die bisher noch in mehren Ländern den Geistlichen übergebene Schulaufsicht haben sich verschiedene Stimmen erhoben, als früher schon Büsching, Resewitz, Gedike, Schulze, Stephani und Seidenstücker („Über Schulinspectoren", 1797); und vor einiger Zeit J. H. Voß („Freimüthige und wahre Bemerkungen über den Schulstand"), J. Geo. Kelber („Die deutschen Volksschulen") und ein Ungen. D. J. H. B. („Der Prediger- und Schullehrerstand rücksichtlich ihrer Verhältnisse zu einander ꝛc."). Die gegen die geistliche Schulinspection vorgebrachten Gründe lassen sich auf folgende zurückführen: Die Ehre der Schule erfodere Selbständigkeit; die Schule gehöre zum Gebiete des Staats, nicht der Kirche; sie wurde vormals von der Kirche zu sehr vernachlässigt; der Schulstand von ihr geringgeschätzt, gemißhandelt und gedrückt; er würde daher durch Unabhängigkeit von der Kirche ein froheres, lebendigeres und kräftigeres Wirken erhalten. Eine widerlegende Prüfung der gegen die geistliche Schulinspection (besonders von Stephani) vorgebrachten Gründe hat Dachröden, eine Prüfung aber der von Voß, Kelber u. A. aufgestellten Sätze hat der Districtsschulinspector und Pfarrer zu Gründlach, J. M. Solger, versucht („Über den Vorschlag, die Volksschulen und ihre Lehrer von dem geistlichen Stande unabhängig und selbständig zu machen", Nürnb. 1820). Er sucht die Beibehaltung der geistlichen Schulinspection mit Gründen zu unterstützen, welche er in dem Ursprunge und kirchlichen Zwecke der Schule (nach s. Meinung hat die Schule für die Kirche mehr zu leisten als für den Staat), in der Befähigung des geistlichen Standes zur Schulaufsicht und in dem der Schule zu statten kommenden geistlichen Ansehen findet. Schneidler (Hofr. und Dir. des Gymn. zu Worms) erklärt sich in „Volksbildung, im Geiste und nach den Bedürfnissen unserer Zeit" (Mainz 1821) nur gegen die ausschließende Abhängigkeit der Volksschulen vom Klerus, wiewol er dessen Theilnahme an denselben ersprießlich findet. D. Krummacher dagegen in s. Schrift: „Die christl. Volksschule im Bunde mit der Kirche" (Essen 1823), hält diese Abhängigkeit von der Kirche für etwas Wesentliches. — Auf den Stand, aus welchem die Schulinspection genommen ist, scheint weniger als auf die Ein- und Umsicht und überhaupt auf die Geschicklichkeit und Weisheit anzukommen, mit welcher die Schulinspection ihr Amt verwaltet, und den Zweck desselben, die Vervollkommnung der Schulen, durch Sorge für geschickte Lehrer und für deren Unterhalt zu befördern bemüht ist. 11.

Schullehrerseminarien sind Anstalten des Staats zur Bildung künftiger Lehrer, besonders für Landschulen. Sie sind ein Erzeugniß der neuern Zeit, zu welchem theils die von einzelnen Predigern gemachten Versuche, einem oder einigen Landschullehrern etliche Wochen oder Monate lang über das Unterrichten eine Anweisung zu geben, theils die durch Basedow eingeleitete Schulreform die Veranlassung gaben. Man hat solcher Anstalten jetzt fast in allen deutschen Staaten. Sie sind als ein wesentlicher Bestandtheil der Organisation des Schulwesens eines Landes anzusehen und dürfen in Rücksicht des Umfangs der zu lehrenden Gegenstände nicht zu hoch und nicht zu niedrig gestellt werden; der Unterricht darf nicht bloß theoretisch, sondern muß mit einer Schulanstalt, in welcher die Seminaristen Versuche in der Anwendung des Erlernten machen können, verbunden sein. Auch die sittliche Bildung der Seminaristen darf nicht unberücksichtigt bleiben. Die Grundlage zu dem Seminar in Hanover war das Vermächtniß eines dortigen

Digitized by Google

Kaufmanns, Böttcher, der durch diese Stiftung ein Segen für sein Vaterland und Vorbild für andre Länder wurde. — Auch auf Universitäten gibt es Seminarien zur Bildung künftiger Lehrer an Gelehrtenschulen, wie das königl. pädag. Seminar zu Breslau u. a. — Eine ähnliche Anstalt ist die Schulmeisterschule. Sie hat den Zweck, den schon wirklich angestellten Schulmeistern in ihrer Amtsbildung nachzuhelfen und denselben einen guten Schulhaltungsgeist einzuflößen, oder wo dies nicht möglich ist, sie wenigstens zu einem bessern Schulhaltungsmechanismus abzurichten. Zeller errichtete 1807 in der Schweiz eine solche Anstalt und gab auch eine Schrift unter obigem Titel heraus, welche in Fragen und Antworten die Anleitung enthält, welche Zeller in dieser Anstalt den Schulmeistern über die Schulzucht ertheilte. — Statt derselben sind in manchen Ländern Schulconferenzen eingeführt. So nennt man die monatlichen oder vierteljährigen oder nach einem längern Zeitraume stattfindenden Zusammenkünfte der Schullehrer einer Diöces oder Inspection oder eines Schulsprengels an einem bestimmten Ort (in einer Schul-, Pfarr- oder Superintendentenwohnung), um dort über wichtige Schulangelegenheiten zu unterhandeln. Über die zweckmäßige Einrichtung dieser Conferenzen hat u. A. Dinter in einer kleinen Schrift unter obigem Titel, und Natorp im „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde" viel Beherzigungswerthes gesagt. — Einen ähnlichen Zweck beabsichtigen die Schullehrergesellschaften oder Schullehrervereine. Mehre in der Nähe bei einander wohnende Schullehrer stiften nämlich unter sich eine Verbindung für den Zweck ihrer gegenseitigen Vervollkommnung. Gewöhnlich steht ein Lesecirkel und eine monatliche Berathung damit in Verbindung. In Natorp's „Briefwechsel ꝛc." findet man zweckmäßige Gesetze solcher Vereine; auch in Krüger's und Harnisch's „Schulrath". Diese Vereine oder Verbrüderungen, die als Fortbildungsanstalten unter den im Amte stehenden Schullehrern viel Gutes wirken können, wenn der Vorstand — gewöhnlich ein Geistlicher — seinen Posten mit Würde und Einsicht zu behaupten weiß, haben Stephani und Dinter, jener durch s. „Schulfreund", dieser durch s. schon erwähnten „Schulconferenzen zu Ulmenhain" ins Leben gerufen. Ein solcher Verein von 170 Schullehrern in und um Nürnberg und Baireuth hat durch eine besondere Zeitschrift: „Der Volksschullehrerverein" (Nürnb. 1825), s. Thätigkeit gemeinnützig gemacht. 11.

Schulordnung, die, in einem Lande, enthält die in Betreff des Schulwesens getroffenen Verfügungen in Absicht auf den Zweck der Schule, der Lehrgegenstände, Lehrmittel, auf die Zeit des Schulbesuchs, der Schulferien, der Schulprüfungen, sowie allgemeiner Bestimmungen über die Lehrart, Disciplin ꝛc. In manchen Ländern gelten noch Schulordnungen aus frühern Zeiten; in andern sind in neuern Zeiten neue zweckmäßigere an die Stelle der ältern getreten, wie in Baiern, Baden, Nassau, Preußen u. A. Zu kleinliche Bestimmungen über Lehrgegenstände, Lehrform und Anordnung zweckloser Schreibereien von Berichten, Tabellen ꝛc. darf eine zweckmäßige Schulordnung, welche überhaupt, mit dem besten Zeitgeiste fortschreitend, öfterer Verbesserungen bedarf, nicht enthalten. 11.

Schulpforte, s. Fürstenschulen.

Schulschriften heißen alle Schriften, welche sich auf Schulwesen und Unterricht beziehen; sodann die von den Lehrern der Schulen herausgeg. Gelegenheitsschriften, als Einladungen zur Feier eines Schulfestes, Nachrichten von dem Zustande der Schulen u. s. w. Schulschriften in der zuerst genannten Bedeutung sind entweder bloß für die Erzieher und Lehrer bestimmt, wohin alle pädagogische, didaktische, methodologische Anleitungen, sowie Handbücher und ähnliche zur eignen Fortbildung des Lehrers bestimmte Werke gehören. Unter den umfassendsten Schriften dieser Art müssen genannt werden: Niemeyer's „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" (Halle, 8. A. 1824, 4 Thle.) und desselb. Verf. Schrift:

Digitized by Google

„Über die Organisation öffentlicher Schulen und Erziehungsanstalten". Dann sind Schulschriften eigentliche Schul-, d. i. Lehrbücher, die sowol für die besondern Gegenstände des Schulunterrichts überhaupt als auch für das eigenthümliche Bedürfniß gewisser Lehranstalten besonders eingerichtet sein können. Letztere machen, wenn sie nicht, was rathsamer ist, von dem Schüler selbst angeschafft werden und dessen Eigenthum bleiben, einen Theil des sogen. Schulapparats aus, wohin insbesondere alle für ganze Classen eingerichtete gemeinschaftliche Lehrmittel, als Wandcharten, Lehrtafeln und Tabellen, Instrumente, Sammlungen, sowie Schultabellen, in welche die Namen der fehlenden Schüler eingetragen werden, eine Abschrift der Schulgesetze, wo solche vorhanden sind, Censurlisten und dergl. gehören. Es ist hier nicht der Ort, die wichtigsten Schul- und Lehrbücher einzeln zu nennen. Wir bemerken nur, daß unter den gemeinschaftlichen Bildungsmitteln die Schulgebete und Schullieder die größte Beachtung verdienen, und daß in beider Hinsicht unsere Literatur einige ausgezeichnete Musterschriften besitzt. Gute Gebetsformulare, die jedoch nach der eigenthümlichen Beschaffenheit jeder Lehranstalt leicht abgeändert werden können, haben Plato, Dinter, Schlachter, Mai u. A. verfaßt. Schulgesangbücher haben Salzmann, Niemeyer, Plato und Dolz, Zerrenner u. A. gesammelt. Im weitern Sinne kann man auch diejenigen Volkslieder, welche sich zum Gesange für Schulen und die Jugend überhaupt eignen, Schullieder nennen. In Lindner's „Musikalischem Jugendfreunde" sind solche Gesänge gesammelt. Übrigens verweisen wir auf die „Schulzeitung", welche Dilthey (Consistorialrath in Darmstadt) und Dr. Zimmermann (Hofprediger in Darmstadt) 1824 herauszugeben angefangen haben. 20.

Schultens (Albrecht), einer der berühmtesten Orientalisten, war 1686 zu Gröningen geb., studirte dort, zu Leyden und Utrecht, außer der Theologie, besonders die arabische Sprache, ward 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leyden, 1713 Prof. der orientalischen Sprachen, und 1717 Universitätsprediger zu Franeker. In der Benutzung des orientalischen Sprachschatzes brach er eine bessere Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländischen Sprachen, vorzüglich die arabische, kritischer benutzte, und eine neue, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Sehr bald wirkte er durch dieselbe auf seine Landsleute; später aber folgenreicher auf die Deutschen. Vorzüglich geschah dies durch die „Origines hebraeae sive hebraeae linguae antiquissima natura et indoles etc." (Franeker 1724; 2. Thl., Leyden 1733), noch mehr aber durch die „Institutiones ad fundamenta linguae hebr." (ebend. 1737, 4.), von denen man einen holländ. und lat. Auszug hat. — Rühmlich trat in seine Fußtapfen sein Sohn, Johann Jakob, geb. zu Franeker 1716, studirte zu Leyden, wurde 1742 zu Herborn Prof. der orientalischen Sprachen und der Gottesgelahrtheit und starb dort 1778. Man hat von ihm mehre gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Sein Sohn, Heinrich Albrecht, zuerst von seinem Vater gebildet, studirte nachher zu Oxford, und ward nach seiner Rückkehr Prof. der orientalischen Sprachen und der Alterthümer am Athenäum zu Amsterdam. Als sein Vater starb, erhielt er dessen Stelle in Leyden und starb 1793. Er hinterließ mehre gelehrte Werke, besonders eine arabische Anthologie. S. auch „H. A. Schultens, eine Skizze von Fr. Th. Rink" (Riga 1794).

Schulwesen, das, ein Hauptgegenstand der sogen. Erziehungspolizei, ist der Inbegriff aller derjenigen Anstalten und Leistungen, durch welche Staat und Kirche ihre gemeinschaftliche Bestimmung, den Menschen als ein sinnliches Vernunftwesen naturgemäß auszubilden, zu erreichen sich bestreben. Wie dies geschehen soll, zeigt die Pädagogik; wie dies geschehen kann, zeigt die Politik. Beide vereinigen sich in der allgemeinen Vorschrift, daß in der Schule Wissen und Glauben, oder die intellectuelle und die sittlich-religiöse Bildung sich gegenseitig bedin-

Digitized by Google

gen und durchdringen müssen, wenn der Mensch im Bürger als sittliches We nunftwesen naturgemäß entwickelt werden soll. Wir verweisen in Ansehung d weitern Ausführung dieses Gegenstandes auf Erziehung, Human, Me schenbildung, Pädagogik, Philanthropismus und Schulen, sow auf Pölitz, „Die Erziehungswissenschaft aus dem Zwecke der Menschheit und d Staats dargestellt" (Leipz. 1806, 2 Thle.); Krug, „Der Staat und die Schule (Leipz. 1810); Gruner, „Hauptpunkte der Erziehungslehre" (Jena 1821) un desselben Verf. „Versuche einer gemeinfaßlichen, dem Volksschullehrer unentbehr lichen wissenschaftlichen Vorkenntniß" (Jena 1823). (Vgl. „Hermes", XXIV.) Fer ner empfehlen wir die Schrift eines verdienten Schulmannes, Dr. Christ. Gott Rebs: „Das Leben und die Schule in ihrer Wechselwirkung betrachtet, zur Be herzigung für Lehrer, Ältern und Erzieher" (Leipz. 1827). — Nachrichten übe die deutschen Volksschulen enthalten die von Dr. Schwarz, Dr. Wagner, d'Aute und Dr. Schellenberg herausgeg. „Jahrb. der allgem. deutschen Volksschulen" (Heidelb., bis 1827 7 Bde.); Dr. Schuderoff's „Jahrb. für Religions-, Kir chen- und Schulwesen" (Neustadt, 26. Jahrg. 1827); Beckedorff's „Jahrb. des preuß. Volksschulwesens" (Berlin, 7. Bd. 1827).

Schulz (Friedrich), zuletzt Hofrath und Prof. der Geschichte am akadem. Gymnasium zu Mietau, ward 1762 zu Magdeburg geb. und erhielt durch die sklavische Erziehung seines Vaters eine Art von Schüchternheit, die er erst in spätern Jahren ganz abzulegen im Stande war. Nachdem er sich während seiner Schuljahre besonders auf die franz. Sprache gelegt hatte, wagte er es, die Universität zu Halle zu beziehen. Seine Kenntniß der franz. Sprache verschaffte ihm dort Unterricht und Übersetzungsarbeit. Übrigens erwarben ihm sein Witz und seine gute Laune bei allen Freunden und Landsleuten Unterstützung und gastfreie Aufnahme. Trotz dem gerieth er dann und wann in Noth und ging daher 1780 nach Dresden, um dort Schauspieler zu werden. Als ihm dieses mißlang, blieb er in Dresden und trieb Schriftstellerei. In dieser Zeit erschien sein „Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld", ferner „Ferdinand von Löwenhain", „Fritz oder die Geschichte eines Belletristen" und andre Schriften. Anfangs war seine Lage in Dresden nichts weniger als glänzend; sie verbesserte sich aber, nachdem er und seine Schriften bekannter geworden waren. Dann lebte er bis 1791, ohne Amt theils zu Wien und Berlin, theils auf Reisen, am längsten zu Weimar, wo er sich viele Freunde erwarb. In dieser Zeit bearbeitete er einige franz. schönwissenschaftliche Werke und schrieb besonders seine beiden Kinderromane: „Moritz" und „Leopoldine", welche allgemeinen Beifall erhielten. 1789 und 1790 brachte er in Paris zu. Die Frucht dieses Aufenthalts war s. „Geschichte der großen Revolution in Frankreich", welche man für das wahrhaftigste und unparteiischste Gemälde aus jener Zeit erklärt hat, sowie sein Werk über „Paris und die Pariser" das lebendigste und anschaulichste Gemälde jener kleinen Welt darstellt. Von Paris kehrte er 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Prof. der Geschichte am akadem. Gymnasium zu Mietau annahm. Ehe er dahin abging, ertheilte ihm noch der Herzog von Weimar das Hofrathsdiplom. In Mietau ward er als Lehrer und als Mensch sehr hoch geschätzt und bekam sogar Gelegenheit, als Abgeordneter des Bürgerstandes von Kurland auf dem Reichstage zu Warschau 1791 eine glänzende Rolle zu spielen. Durch seine geschickten Unterhandlungen ward nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu vertheidigen hatte, sowie die Sache des Herzogs gegen den Adel, im Ganzen sehr günstig entschieden, obgleich sich daraus weiter keine ersprießlichen Folgen ergaben. Seine „Reise eines Liefländers durch Polen" war das Ergebniß seiner auf dieser Sendung gemachten Beobachtungen. 1793 machte er eine Reise nach Italien, von wo er 1794 zurückkehrte und sich dann abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar aufhielt. 1795 ward er durch politische Verhältnisse nach Mietau zurück-

Digitized by Google

berufen. Hier nahm aber bald seine bisherige Kränklichkeit so zu, daß er kurz darauf, im Oct. 1797, starb. — Die Werke, welche Sch. in der Gattung des Romans geliefert hat, zeichnen sich durch einen leichten fließenden Styl, durch lebhaft blühendes Colorit, durch guten Ton und durch zarte Behandlung der aus dem menschlichen Leben rein aufgefaßten Charaktere aus.

Schulz (Friedrich August). Dieser unter dem Namen Friedr. Laun bekannte Romanschriftsteller und fruchtbare Erzähler, geb. 1770 zu Dresden, sah sich, obschon von Kindheit an für die Wissenschaften erzogen, doch durch widrige ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine akadem. Ausbildung, als sie eben beginnen sollte, auf eine günstigere Zeit zu verschieben und sich inzwischen zur Annahme einer Stelle bei der Kanzlei des geh. Finanzcollegiums zu entschließen. Unter fortgesetzten Studien gelang es ihm, 1797 jene Stelle aufgeben und auf der Universität Leipzig seinen Zweck weiter verfolgen zu können. 1800 kehrte er nach Dresden zurück. In dems. Jahre erschien von ihm die Erzählung: „Der Mann auf Freiers Füßen", und mehre andre Erzählungen, die wegen ihrer gefälligen und naiven Leichtigkeit viele Leser fanden. Die Gattung des Muntern und Naiven ist seinem Talent überhaupt am angemessensten, das von Manier nicht ganz frei ist. Über die ganz zufällige Wahl des Namens Laun, und daß er damit keineswegs ein anmaßendes Hindeuten auf den Inhalt beabsichtigte, hat er sich in seinem spätern Romane: „Das Schloß Riesenstein" (1. Thl.), erklärt. Außer vielen, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils besonders abgedruckten Erzählungen und Romanen, deren Titelverzeichniß schon einige Seiten füllen würde, hat er auch mit A. Apel das „Gespenster- und Wunderbuch" herausgegeben, und 1828 eine Sammlung seiner Gedichte. Seit 1807 ist er als expedirender Secretair bei der Commerzdeputation in Dresden angestellt und hat 1820 den Titel eines Commissionsraths erhalten.

Schulze (Johann Abraham Peter), einer der scharfsinnigsten musikalischen Theoretiker und ein classischer Componist für den Volksgesang, der Sohn eines Bäckers, wurde zu Lüneburg 1747 geb., bildete sich unter Kirnberger in Berlin, bereiste im Dienste einer polnischen Fürstin (1770) Frankreich und Italien, wurde 1780 Capellmeister des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, ging 1787 nach Kopenhagen, wo er gleichfalls als Capellmeister angestellt wurde, privatisirte wegen Kränklichkeit seit 1795 zu Schwedt, und starb daselbst 1800. Mit dem allgemeinsten Beifall wurden seine „Gesänge am Clavier" (1779), seine „Lieder im Volkstone" (3 Thle., 1782—90), „Uz's lyrische Gedichte religiösen Inhalts" (1784), und „Religiöse Oden und Lieder" (1786) aufgenommen. Viele seiner einfachen Melodien sind in das Volk übergegangen. Aber auch seine Oratorien, Chöre und Gesänge aus Racine's „Athalia" (1785), „Minona" (1786), die Oper „Aline" (1789) gehören zu dem Vollendetsten, was die Kunst in diesem Fache aufzuweisen hat. Er erfand eine Methode, Partituren großer Musikwerke in dem kleinsten Octavformat auf wenige Bogen mittelst Chiffern abzudrucken. Sein Oratorium: „Johannes und Marie", ist auf diese Art 1791 zu Kopenhagen gedruckt. Zu Sulzer's „Theorie der schönen Künste" lieferte er viele musikal. Artikel. Reichardt hat ihn im 3. Jahrg. (1800) der „Leipz. musikalischen Zeitung" vortrefflich geschildert.

Schulze (Ernst). Dieser durch einen frühen Tod in der Blüthe seines Lebens uns entrissene talentvolle Dichter war 1789 zu Zelle geb. Als ein lebhafter Knabe zeigte er mehr Anlagen als Fleiß. Sein Dichtertalent, durch Ritterbücher und Feenmärchen geweckt und genährt, entwickelte sich früh. Dagegen gewann er die gelehrten Studien nur allmälig lieb. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Philologie vertauschte, da er den Vorsatz faßte, sich zum Lehrer der alten Sprachen und der schönen Literatur zu bilden. In der Poesie war ihm damals Wieland Muster, und Bouterwek, dem er seine Ver-

Digitized by Google

suche vorlegte, Richter und Rathgeber. In diese Zeit fällt sein erzählendes Gedicht „Psyche", welches sehr gelungene Stellen enthält und die Gewandtheit des 18jährigen Verf. in der poetischen Behandlung der Sprache wie in der Kunst des Styls beurkundet. Das Leben hatte er bisher von der heitersten Seite angesehen. Ernster und bedeutender mußte es ihm werden, als sich die Liebe seines Herzens bemächtigte. Seine Phantasie suchte einen Gegenstand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert erschien; sie fand dies Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, der er sich fortan mit der ganzen Schwärmerei eines jungen Dichters widmete. Indessen setzte er seine philologischen Studien fleißig fort und promovirte in der philosophischen Facultät. Aber diese schöne Gegenwart dauerte nicht lange. Die angebetete Cäcilie starb als Opfer einer Krankheit, die fast ein Jahr lang an ihrem Leben genagt hatte. Während dieser Zeit erreichte Sch.'s Enthusiasmus für sie seine äußerste Höhe, und sobald sein Schmerz ruhiger geworden, faßte er den Entschluß, sie durch ein Gedicht zu verherrlichen, auf das er seine ganze geistige Kraft wenden wollte. So entstand die „Cäcilie, ein romant. Gedicht in 20 Gesängen", in Wieland'schen Stanzen, das er in 3 Jahren vollendete. Wir sehen auf dem düstern und grauenvollen Hintergrunde dieser Dichtung, deren Stoff nur locker mit einer historischen Begebenheit zusammenhängt und eigentlich reine Erfindung des Dichters ist, das Milde und Edle im stärksten Gegensatze mit dem Furchtbaren und Schauderhaften hervortreten. Die Rose, die ihm ein Sinnbild des Köstlichsten auf der Welt geworden war, finden wir schon hier gefeiert; später geschah es noch in einem andern Gedichte. Nebenher entfloß eine Menge kleiner Gedichte seiner Feder. Mehre der ältern gab der Verf. 1813 in einer Sammlung heraus. Diese Thätigkeit ward nur 1814 durch den Krieg gegen Frankreich unterbrochen, an welchem Sch. als Freiwilliger in dem Grubenhagen'schen Jägerbataillon Theil nahm. Die militairischen Beschwerden und Entbehrungen wirkten günstig auf ihn; sein Geist erheiterte sich, und seine durch Brustschmerzen bedrohte Gesundheit stärkte sich. Aber diese Vortheile waren nicht dauernd. Nach dem bald erfolgten Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, theils um seine „Cäcilie" zu vollenden, theils um seine philologischen Studien fortzusetzen. Sein Trübsinn kehrte zurück und machte ihn immer verschlossener, sein Gesundheitszustand ward aufs neue bedenklich. Sich dieser ungünstigen Gegenwart, deren nachtheiligen Einfluß er fühlte, zu entreißen, beschloß er eine Reise nach Italien. Im Sommer 1816 beschäftigten ihn die Vorbereitungen auf die Reise; im Herbste unternahm er eine Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden, auf der seine Gesundheit litt. Nach seiner Rückkunft nahmen seine Brustschmerzen zu, seine Kräfte ab. Schon sehr erschöpft, schrieb er das liebliche Gedicht: „Die bezauberte Rose", welches den in der „Urania" ausgesetzten Preis gewann und durch seinen zarten sinnigen Inhalt wie durch seine schönen Verse fortdauernd gefallen wird. Inzwischen hatte sich der Zustand seiner Brust immer mehr verschlimmert. Dennoch reiste er im Frühjahr 1817 nach Zelle, seinen nahen Tod nicht ahnend, welcher am 26. Juni d. J. erfolgte. — S.'s poetischen Nachlaß und die meisterhafte Biographie des Dichters gab sein Freund und Lehrer Bouterwek in 4 Bdn. (Leipzig, bei Brockhaus, n. Aufl. 1822) heraus.

Schulzucht oder Schuldisciplin. Dieses Hauptmittel aller Erziehung und alles Unterrichts bezweckt die Beförderung, Erhaltung oder Wiederherstellung eines guten Tons, oder vielmehr eines guten Geistes in der Schule, der sich durch das Betragen der Schüler in und außer der Schule kundthut. Alle auf Erreichung dieses Zweckes, auf Bekämpfung der Trägheit und Belebung des Fleißes, auf Verhütung der Unruhen, Unordnung und auf Erhaltung, Beförderung und Herstellung der Ruhe und Ordnung, auf Verhütung eines gesetzwidrigen, unsittlichen und unanständigen Verhaltens und auf Erweckung, Erhaltung und Belebung eines gesetzmäßigen, sittlich-guten und anständigen Verhaltens der Schüler

Digitized by Google

abzielende Maßregeln und Maßnehmungen begreift man unter obigem Namen. Die Benennungen: strenge und gelinde Disciplin, sind relative Begriffe. Die beste ist unstreitig diejenige, welche den Zweck erreicht, ohne oft zu Schulstrafen oder zu Schulprämien ihre Zuflucht zu nehmen. Strenge Aufmerksamkeit des Lehrers, sein kinderfreundliches Herz, verbunden mit Würde und Ernst (ohne erkünstelte Gravität und Pedanterie), und sein Vorgang mit gutem Beispiele im Fleiße, in der Ordnung und in der Sittlichkeit und äußern Sittsamkeit wird in gut organisirten Schulen strengere disciplinarische Maßregeln nur selten und nur bei ganz rohen und verdorbenen Gemüthern nöthig machen. Der Geist der Schuldisciplin steht sehr unter dem Einflusse des Charakters der Zeit überhaupt und der Gesellschaft insbesondere, welcher die Schule anvertraut ist. Anders leiten die Schulzucht Mönche und Jesuiten, anders durch Anlage, Charakter und Bildung zu Schulmännern berufene Familienväter, die zugleich dem Staate und der Kirche angehören. Am augenfälligsten zeigt sich jener Geist der Disciplin in den Schulstrafen, diesem bisher noch für unentbehrlich gehaltenen Zweige der Schulzucht. Die den Schülern wegen Pflichtverletzung von den Lehrern zuerkannten Strafen, um sie dadurch zur Besserung zu bewegen, bestehen gewöhnlich in Entziehung der Freiheit, der Speise, eines Vergnügens, in Beschämung durch Verweis unter vier Augen, vor der ganzen Classe, durch Stehen oder Absondern von der Classe für eine Zeitlang, durch Sitzen auf einer sogen. Strafbank, Herabsetzung auf einen untern Platz oder in eine niedere Classe, seltener in Erlegung einer kleinen Geldsumme, Strafarbeiten (Abschreiben, Auswendiglernen u. s. w.) und hier und da noch in körperlicher Züchtigung! Die geläuterte Pädagogik hat schon längst über diejenigen Strafen, durch welche der Gesundheit und dem Ehrgefühle zu nahe getreten werden kann (harte körperliche Züchtigung, Knien, das Tragen eines Eselsbildes u. a.), den Stab gebrochen. Die Zeiten scheinen, Gottlob! vorüber, wo sich in dem Lebenslaufe eines Schullehrers solche Nachrichten finden, wie die „Pädagog. Unterhaltungen", herausg. von dem dessauischen Erziehungsinstitute, unter der Aufschrift: „Häuberle und Neumann", liefern. Johann Jakob Häuberle, collega jubilaeus einer kleinen schwäbischen Stadt, hatte während seiner 51jährigen und 7monatlichen Amtsführung nach einer mäßigen Berechnung an die ihm anvertraute Schuljugend ausgetheilt: 911,517 Stockschläge, 24,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineale, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 12,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik. 777 Mal hatte er Knaben auf Erbsen knien lassen, 613 auf ein dreieckiges Stück Holz, 5001 Schüler mußten den Esel tragen und 1707 die Ruthe hochhalten, der sogleich aus dem Stegreif verfügten Strafen nicht zu gedenken. Unter den Stockschlägen waren 800,000 für nicht erlernte lat. Vocabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für nicht erlernte Bibelsprüche und Liederverse. Unter seinen 3000 Schimpfwörtern war ein Drittel eigne Erfindung. Alle 2 Jahr brauchte er eine Bibel, die er stets zur schnellen Handhabung der Disciplin in den Händen trug. Während s. Amtsführung hatte er 12 Grammatiken, 7 Katechismen, 6 Gesangbücher in der Schule und 3 in der Kirche verbraucht. — Nicht mindere Überlegung erfodert die Bestimmung von Schulprämien, oder Geschenken, welche fleißige und gesittete Schüler und Schülerinnen als Aufmunterung erhalten. Auch hierin haben sich Aufseher und Lehrer oft sehr stark vergriffen. (Man lese z. B. in „Reinhold's Leben", Jena 1825, die Art und Weise, wie die Jesuiten den jugendlichen Fleiß in ihren Schulen zu belohnen wußten.) So geben selbst jetzt noch manche Erzieher ihren Zöglingen für eine mit Fleiß gefertigte Arbeit einen Ehrenpfennig, d. h. ein Stück Geld, welches die Ältern wiedererstatten. Leicht können diese und ähnliche Prämien oder äußere Ehrenzeichen schon frühzeitig eine niedere Lohn- und Ehrsucht in der Kindesseele erregen. Und würden alle Kinder durch Prä-

Digitized by Google

mien zu ihrer Pflicht ermuntert, so wäre zu fürchten, daß es in Zukunft nur Söldner, aber keine moralisch-guten Menschen gäbe. Anders verhält es sich mit denjenigen Prämien, welche in brauchbaren Gegenständen bestehen und den Zöglingen nicht als Lohn für eine pflichtmäßige Handlung, sondern als Auszeichnung wegen eines längere Zeit hindurch bewiesenen musterhaften Fleißes und Betragens ertheilt werden. Solche Geschenke können noch in späten Jahren des Lebens eine süße Erinnerung an die entflohenen Jugendjahre in dem Gemüthe der Empfänger zurückrufen. Darum ertheilen Schulvorsteher bei Prüfungstagen und Jugendfesten den fleißigsten und gesittetsten ihrer Schüler solche Prämien. In derselben Absicht sind auch bei vielen öffentlichen Schulen Stiftungen, aus welchen die Vorzüglichsten entweder mit Büchern oder einer kleinen Summe Geldes beschenkt werden. Wenn man diese nach richtiger Abwägung vertheilt, so sind sie unschädlich, ja sogar nützlich, indem sie manchen edlen Keim durch die Freude befruchten und das jugendliche Gemüth von neuem zum Fleiße ermuntern. Überhaupt ist die Freude, dieses höhere Element des reinern Lebens, ein nicht genug zu beherzigendes Mittel der Schulzucht. Zur Erweckung einer sittlichen Freude tragen insbesondere bei alle Schulfeierlichkeiten, welche, einfach und würdig veranstaltet, das Gemüth erheben und dem alltäglichen Leben durch bedeutungsvolle Handlungen eine erhöhtere Empfindung und einen geistigen Aufschwung verleihen können. Solche mit psychologischem Blick anzuordnende Feierlichkeiten sollten stattfinden bei der Einführung oder dem Abgange eines Lehrers, bei der Aufnahme oder dem Abgange mehrer Schüler, bei Todesfällen und bei andern das jugendliche Herz berührenden Ereignissen. Vorzüglich gehören hierher die Schulfeste, die entweder in der Schule selbst oder im Freien von der Jugend — am wirksamsten durch eigne Theilnahme derselben an der Veranstaltung und Ausführung — gefeiert werden. Allgemeine Schulfeste sollten von der Schuljugend aller Orte eines Landes begangen werden, sowie es besondere gibt, welche nur von der Schuljugend eines Orts oder von einzelnen Classen derselben gefeiert werden. Ein ehedem sehr beliebtes, allgemeines Schulfest war das Gregoriusfest (s. d.), welches aber der Zeitgeist nicht ohne Grund verdrängt hat, und von welchem sich nur noch auf einigen Dörfern Spuren in dem sogen. Gregoriussingen finden. In Hamburg wurde auf gleiche Art das Nicolaifest gefeiert. Die Knaben erwählten aus ihrer Mitte einen Abt, der den Namen Episcopus puerorum erhielt, und der in einer besondern Kleidung an Sonn- und Festtagen mit Pomp von ihnen in die Kirche geführt wurde. Der Rath bewirthete die Schüler mit einem Freudenmahle. Im 14. und 15. Jahrh. führten die Schüler an solchen Festtagen auch Schauspiele, meistens biblische Geschichten, auf, später Stücke von dem Meistersänger Hans Sachs. Im 17. Jahrh. verloren sich die Schulkomödien nach und nach aus den protestantischen Gymnasien; in den katholischen aber und meistens in den Collegiis der Jesuiten haben sie sich bis ins 18. Jahrh. erhalten; zu Bogota, der Hauptstadt Colombias, wurden in dem dasigen Jesuitencollegium noch 1823 von den Schülern Schauspiele aufgeführt. Die Umgänge und Aufzüge dauern noch jetzt an vielen Orten fort, da sie — leider! — zu den Einkünften der Lehrer gehören. Unstreitig waren diese Processionen Nachbildungen der im alten Rom gebräuchlichen Quinquatria, wenn im Frühling die Lehrer mit Musik herumzogen und Geschenke (Minervalia) sammelten. Besondere Schulfeste sind z. B. die Feier des Stiftungstages einer Schule, die Aufnahme und der Abgang mehrer Schüler, die sogen. Schulactus und ähnliche Feierlichkeiten. Salzmann hat einige Schul- oder vielmehr Jugendfeste, wie sie die Zöglinge der schnepfenthaler Anstalt feierten, z. B. das Kartoffelfest u. a., Zarnack hat einige Feste, wie sie die Waisenhausschule zu Potsdam feiert, in s. Schrift: „Über Kinderfeste", beschrieben. Das naumburger Kirschfest kann ebenfalls, da die Schuljugend an dessen Feier Antheil nimmt, hierher gezählt werden. Für die Nothwendigkeit zweckmäßi-

Digitized by Google

ger Schulfeste spricht die Natur des menschlichen und insbesondere des kindlichen Geistes. Aber die Anordnung solcher Feste ist bis jetzt eine noch nicht befriedigend gelöste Aufgabe der Pädagogik. Schon die Wahl der zu Schulfesten zu nehmenden Veranlassungen ist schwierig; ebenso, im Fall sie im Freien gefeiert werden sollen, das Auffinden eines schicklichen Platzes und die Auswahl zweckmäßiger Unterhaltungen. Vogelschießen und Tanz dürften sich wenigstens zu einem Schulfeste nicht ganz eignen. Über Aufzüge wie beim sonstigen Gregoriusumgang hat die nüchterne Pädagogik schon längst den Stab gebrochen. Wo es eine von Rücksichten und einseitigen oder engherzigen Besorgnissen nicht befangene Volkserziehung gibt, da gibt es auch, wie in der Schweiz, allgemeine religiöse und volksthümliche, an große historische Erinnerungen geknüpfte Nationalfeste, mit welchen zugleich, unter zweckmäßigen Abänderungen, auch Schulfeste veranstaltet werden können, wie dies z. B. bei Gelegenheit der Reformationsjubelfeier in mehren protestantischen Ländern geschehen ist. Denn durch gemeinsame Freude wird, nach Seneca's Bemerkung, auch das gemeinsame Streben für alles Gute, Schöne und Große erweckt. S. E. E. G. Zerrenner's „Grundsätze der Schuldisciplin" (Magdeburg 1826). (Vgl. Rosenfest.)

Schuß, Schußweite (portée). Der Schuß oder die Entladung und Wirkung einer Schießwaffe ist entweder blind, d. h. wo die Ladung nicht zum Treffen eingerichtet war, oder scharf, wo sie einen Pfeil, Bolzen, Kugel oder einen andern Körper gegen ein Ziel treibt. Der Schuß wird insbesondere Wurf genannt (vgl. Ballistik), wenn der fortgetriebene Körper, wie aus Haubitzen und Mörsern, in seinem Fluge eine parabolische Bahn beschreibt. Man unterscheidet 1) den Kernschuß, wo man in horizontaler Richtung nach seinem Ziele schießt, er ist gewöhnlich der wirksamste und rasirt, wenn er über eine Fläche streicht; 2) der erhöhete (elevirte) Schuß, wo man die Schießwaffe über die horizontale Linie gegen das Ziel richtet, der abgeschossene Körper aber dieses in bogenförmiger Bahn erreichen soll; 3) der gesenkte (plongirte) Schuß, wo die Waffe unter die Horizontallinie gesenkt wird, um einbohrende Wirkung zu erhalten. Eine Art Bogen- oder Rollschüsse sind die Ricochetschüsse, wo man mit schwacher Ladung und Elevation des Schießrohrs die Kugel auf harten, glatten Boden mehre Male aufschlagen oder immer kürzere und niedrigere Bogensprünge (Ricochets) machen läßt. Auch nannte man Precollschuß den, wo die Schußwaffe nicht gerade auf ihr Ziel, sondern gegen einen nebenstehenden Gegenstand gerichtet, jenes durch das Abprallen der Kugel unter einem gewissen Winkel treffen sollte. — Die Entfernung, in welcher ein Geschoß s. Gegenstand gehörig treffen kann, nennt man die Schußweite im eigentlichen Sinne; denn die Entfernung, in welche ein Körper überhaupt getrieben werden kann, ist zu relativ und zu sehr zufällig. Die Schußweite hängt theils vom Bau und von der Einrichtung der Waffe, theils von der Güte und Beschaffenheit ihrer Ladung, theils von der Richtung und Handhabung des Geschosses ab; oft kommen noch andre, nicht genau zu erörternde Umstände in Betracht. Man kann annehmen, daß je vollkommener und länger (dieses jedoch bis auf eine gewisse Grenze) der Impuls der treibenden Kraft auf den zu treibenden Körper in der Waffe geschieht, desto weiter trägt sie. Daher Büchsen und gezogene Gewehre, überhaupt längere Schießröhre und solche, in welchen die Kugel keinen oder nur sehr geringen Spielraum hat, weiter reichen, und eine Kanonenkugel weiter als Kartätschen, eine Flintenkugel weiter als Schrot. Ferner macht die Stärke der Ladung nicht den weitern Schuß, sondern die Güte und hauptsächlich das richtige Verhältniß derselben sowol zum Bau des Geschosses als zu dem zu treibenden Körper. Endlich fliegt ein abgeschossener Körper aus erhöhter Richtung viel weiter; doch wird mit jedem Grade der Erhöhung das Treffen immer ungewisser. So ließ sich z. B. mit einer halben Karthaune und 45 Grad Elevation eine Kugel auf 6000, und läßt sich noch mit ei-

nem Zwölfpfünder auf 4000 Schritt treiben, und eine Flintenkugel 1500 Schr. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß von 100 Flintenkugeln auf 300 Schr. höchstens 1, auf 100 Schr. etwa 40, von 100 zwölfpf. Kugeln auf 1500 Schr. 22 treffen und auf 400 Schr. keine fehlen sollte. Von 100 sechspf. Kugeln treffen auf 400 Schr. etwa 80 — 90. Von 100 Haubitzgranaten sind auf 1500 Schr. etwa 20 und auf 900 Schr. 36 von vorher bestimmbarer Wirkung. Die wirksamste Kartätschenschußweite ist beim Zwölfpf. gegen 600 Schr. Mit dem Pistol ist das Treffen über 20 Schr. in der Regel Zufall. (Vgl. des Major Decker's Schriften.) Die hier aufgenommenen Angaben können begreiflich nur ganz im Allgemeinen gelten. In jedem Heere bestehen für alle Arten von Geschossen besondere Portéetabellen; sie weichen im Grunde wenig von einander ab. Sie ergeben sich aus angestellten Versuchen und Probeschüssen, sowie jeder einzelne Schütze sein Gewehr anzuschießen pflegt, um nach und nach und für alle Umstände mit der rechten Schußweite desselben vertraut zu werden. 5.

Schuster (Joseph), ein ehemals sehr beliebter Componist, wurde zu Dresden 1748 geb. Schon frühzeitig für Musik bestimmt, trat er in Gesellschaft des berühmten Naumann 1765 eine Reise nach Italien an, studirte zu Neapel bei Pera den Contrapunkt und erwarb sich schon damals, unterstützt durch Naumann's Anweisungen, mit verschiedenen Opern Beifall auf den ital. Theatern, wiewol die Italiener behaupteten, er sei im Kirchenstyle trefflicher. Nach s. Zurückkunft ward er (1772) kurfürstl. Kirchen- und Kammercompositeur. Auf mehren Reisen nach Italien erntete er ansehnliche Belohnungen und den größten Beifall ein und ward endlich 1787 zum wirkl. kurfürstl. sächs. Capellmeister ernannt. Durch s. gefälligen und muntern Operncompositionen und durch s. „Lob der Musik" allen Liebhabern der Musik sattsam bekannt, hat er den Ruf eines der beliebtesten Tonsetzer s. Zeit erlangt. Er starb 1812.

Schütter-Quäker oder Shakers heißen die Glieder einer religiösen Secte, die mit den Quäkern in Rücksicht der Verwerfung des geistlichen und obrigkeitlichen Standes, der Kriegsdienste, des Eidschwurs, der Höflichkeitsbezeigungen, des Luxus und des äußern Gebrauchs der Sacramente, sowie in der Meinung, daß der heil. Geist Allen ohne Unterschied s. Offenbarungen mittheile, übereinstimmt, sonst aber auf keine Weise mit ihnen zusammenhängt. Ihre Stifterin war die Concubine eines engl. Officiers, Anna Leese, die 1774 nach Nordamerika kam und sich unter dem Vorgeben, sie sei das auserwählte Weib, von dem in der Offenbarung Johannis, Cap. 12, die Rede ist, Anhänger zu verschaffen wußte, die ihr eine geheimnißvolle Gemeinschaft mit Gott und untrügliche prophetische Kraft zuschrieben und allen himmlischen Segen durch ihre Vermittelung erwarteten. Die erste Niederlassung ihrer Gemeinde entstand zu Nisquenia unweit Albany in Neuyork; 2 andre Colonien haben sich seitdem in derselben Landschaft gebildet und bestehen noch jetzt, obgleich Anna Leese schon 1784 starb und erst John Whitacker, nach dessen Tode (1787) aber Joseph Meacham (der 1801 noch lebte) als Propheten und Oberhäupter der Secte zu Nachfolgern hatte. Ihr Name Shakers, Schütterer, rührt von den schnellen Schwenkungen im Kreise und tanzartigen Sprüngen her, welche den Hauptact ihres Gottesdienstes ausmachen und kunstmäßig eingeübt werden. Ihr Gottesdienst beginnt mit schweigendem Harren, dem sich abwechselnd kurze Gesänge, lautes Seufzen, Stöhnen und Murmeln, in das die ganze Versammlung einstimmt, und jene wunderlichen, oft sehr heftigen und angreifenden, aber jederzeit genau nach Regeln und Tact abgemessenen körperlichen Bewegungen, an denen beide Geschlechter Theil nehmen, bisweilen auch Ermahnungsreden und Gebete des Ältesten anschließen. Jede Gemeinde wird von einem Ältesten regiert, der als Stellvertreter des Oberhauptes in Sachen der Zucht und Polizei blinden Gehorsam fodern darf. Die Glieder theilen sich nach der Verschiedenheit des Alters

Digitized by Google

und religiösen Ansehens in Classen ab, von denen die höhern Beichtiger und Führer der niedern sind. Jedes Mitglied hat eine berathende Stimme in Sachen des Glaubens. Als Regel desselben achten sie das Neue Testament, verwerfen aber (obgleich Christus von ihnen als Versöhner der Menschen mit Gott geehrt wird) die Dreieinigkeitslehre, die Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Ehe. Darum findet bei ihnen weder ein Familienleben noch eine Fortpflanzung statt. Die Frauenzimmer wohnen in abgesonderten Häusern beisammen wie die Mannspersonen; jede Geschlechtsverbindung wird hart bestraft. Die Secte vermehrt sich nur durch Aufnahme neuer Mitglieder, die, wenn sie verheirathet sind, ihrer Ehe gänzlich entsagen müssen. Auf diese Art soll durch Unterdrückung alles Fleischlichen die Sünde Adams abgethan werden. Ihre Zeit bringen sie mit Feld- und Gartenbau und künstlichen Handarbeiten zu, deren Ertrag der Gemeinde gehört, da Keiner Privateigenthum haben darf, sondern alle ihre Güter gemeinschaftlich sind, unter Verwaltung des Ältesten stehen und so weit als nöthig zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse Aller angewendet werden. Eine einfache, durchaus gleiche Tracht und eine gänzliche Abschließung vom Weltverkehr erhöht diesen durch ihre Zucht beabsichtigten Gemeingeist. Ihre Beobachter rühmen die Reinheit ihrer Sitten, ihre Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit. Noch haben sie sich genauern Nachforschungen zu sehr entzogen, als daß über die religiöse Bedeutung ihres Gottesdienstes, bei welchem jene Tänze Ausbrüche der Freude über die besiegte Sünde sein sollen, vollständige Erklärungen gegeben werden könnten. Ihre Anzahl beläuft sich kaum auf 1000 Seelen und soll jetzt im Abnehmen sein. E.

Schütz (Christian Gottfried), einer unserer verdientesten Gelehrten und ausgezeichnetsten Philologen, ward am 20. Mai 1747 zu Oederstädt im Mansfeldischen geb. Seine Schulbildung erhielt er auf der lat. Schule zu Halle, studirte daselbst, wo er namentlich mit Semler in ein engeres Verhältniß trat, und ward 1768 Magister mit dem Plane, bei der Universität zu bleiben. Doch folgte er in dems. Jahre dem Rufe als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Brandenburg, von wo er 1769 nach Halle als Inspector des theologischen Seminars zurückberufen ward und Vorlesungen hielt. 1776 ward er ordentl. Prof., ging aber 1779 als Prof. der Poesie und Beredtsamkeit nach Jena, wo ihm 1789 vom Herzoge von Weimar der Hofrathscharakter ertheilt ward. Hier, wo er sich zahlreiche Zuhörer verschaffte und besonders über Literaturgeschichte mit einem bis dahin unerhörten Beifalle las, gründete er mit Wieland, der sich aber bald lossagte, und Bertuch 1785 die „Allgemeine Literaturzeitung". 1804 erhielt er unter höchst vortheilhaften Bedingungen von Seiten der bairischen Regierung einen Ruf nach Würzburg und zugleich einen nach Halle. Sch. entschied sich für den letztern und kam so wieder als Prof. der Literaturgeschichte und Beredtsamkeit, nebst seinem Sohne, der eine Professur erhielt, und dem Prof. Ersch nach Halle, wo er mit Ersch die „Literaturzeitung" fortsetzte, während Eichstädt in Jena ein neues Institut gründete. Seit Wolf's Abgange (1807) erhielt Sch. auch die Direction des philol. Seminars, ward Mitglied der bairischen Akademie der Wissenschaften und 1818 bei der Feier seines Magisterjubiläums, das durch die allgemein ausgesprochene Theilnahme zu einem der schönsten akademischen Feste ward, Ritter des rothen Adlerordens. Sch. gehört zu den Philologen, die ganz besonders einer geschmackvollern Behandlung der Philologie vorgearbeitet haben, und der Eifer und die Liebe zu diesem Studium ging zum großen Theil aus s. Vorlesungen und Schriften hervor, durch die sich Männer wie Jacobs, Creuzer u. A. bildeten. Unter s. Ausgaben alter Schriftsteller bemerken wir vor allen s. Bearbeitungen Ciceronianischer Schriften, zuerst einzeln, dann aber in der Ausgabe sämmtl. Werke (seit 1814). Außerdem hat er den Äschylus (neueste Ausg. 1809—21, 5 Bde.) und den Aristophanes seit 1821 bearbeitet, Hogeveen's Werk „De particulis graecis" (1806)

Digitized by Google

herausgeg. und ein eignes Werk „De particulis latinis" (1784) verfaßt. Seine Polyhistorie machte ihn zum Redacteur einer „Allgemeinen Literaturzeitung" sehr geschickt, und s. Vorlesungen über Lessing (1782) zeigen ihn als den wahren Geistesverwandten des unsterblichen Mannes. Als Mensch ist Sch. höchst achtungswürdig. Diese geistvolle Heiterkeit, die lebendige Theilnahme an literarischen und politischen Ereignissen hat sich der unermüdet thätige Greis auch noch im hohen Alter zu erhalten gewußt, und mit ihr ist ihm die Liebe und Verehrung aller Freunde des Guten und Schönen im In- und Auslande geblieben.

Schütz (Henriette Händel-, geb. Schüler), geb. zu Berlin, wo ihr Vater als Schauspieler angestellt war, 1770 oder 1772, verdankt den ersten Grund ihrer künstlerischen Ausbildung dem damals das berliner Theater leitenden Prof. Engel, welcher sie zu sich nahm und sie selbst in der Declamation, in Sprachen, Geschichte und Mythologie unterrichtete. Anfänglich war sie bei der genannten Bühne als Figurantin im Ballet angestellt. In ihrem 16. J. verheirathete sie sich mit dem Tenoristen Eunicke (damals in Berlin), und ging mit ihrem Gatten zu dem damaligen Hoftheater in Mainz, dann nach Amsterdam, wo sie in der Rolle der Gurly zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums auffichzog. Von Amsterdam nach Frankfurt a. M. kommend (1794), ward sie dort mit dem Maler Pforr bekannt, der das in ihr ruhende Talent für die Pantomime, durch Mittheilung der Rehberg'schen Kupferwerke von den Attituden der Lady Hamilton, bei ihr weckte, und so gewissermaßen Veranlassung zu der Kunstbahn gab, welche sie 12 Jahre später mit Ruhm und Auszeichnung betrat. 1796 begab sie sich mit ihrem Gatten abermals nach Berlin, woselbst sie 10 Jahre bei der von Iffland geleiteten Bühne blieb und hier als Schauspielerin sowol im hochtragischen wie im gemüthlich-sentimentalen Fache würdig neben der berühmten Bethmann stand. Nachdem sie sich von ihrem ersten Manne getrennt und mit einem D. Mayer verheirathet hatte, verließ sie indeß das Theater und ging mit ihrem Gatten nach Stettin. Hier trennte sie sich jedoch abermals bald wieder von Mayer und heirathete den dortigen Stadtarzt Händel (1806), welcher ihr indeß nach kurzer Ehe durch den Tod entrissen wurde. Jetzt kehrte sie zur Bühne zurück und unternahm eine Kunstreise, bei welcher Gelegenheit sie der Weg über Halle führte, wo sie den Prof. Schütz d. J. kennen lernte, der, sich mit ihr verbindend, in Folge der bald darauf sich ereignenden provisorischen Aufhebung der Universität zu Halle, nun auch die Bretter betrat und mit s. Gattin geraume Zeit hindurch die größern und kleinern Theater Deutschlands besuchte. Schon früher und gleich nach dem Tode ihres dritten Mannes hatte Mad. Händel-Schütz (wie sich die Künstlerin jetzt nannte) neben den eigentlichen theatralischen Darstellungen begonnen, sich in mimisch-plastischen Attituden, nach Art der früher von der Hamilton gegebenen, zu zeigen, und das Studium der Antike sowol als die höchst geniale Auffassung alles Dessen, was zur Gruppirung und Drapirung gehört, welches sie hierbei entwickelte, erwarb ihr verdientermaßen den Beifall der ausgezeichnetsten Kenner dieses Faches und gründete in dieser Hinsicht dauernd ihren Ruhm. (S. Attitude.) Weniger fing sie jedoch nach und nach an als eigentliche Schauspielerin zu gefallen, woran zum Theil die für manche Rollen zu starke Körperfülle, zum Theil aber auch wol das nach und nach immer mehr vorleuchtende Bestreben, die Drapirung und Attituden der ihrem Wesen nach todten Mimoplastik in das lebendige und bewegte Gemälde der scenischen Darstellung zu bringen, Schuld haben mochte. Nachdem die Künstlerin auf diese Art fast ganz Deutschland besucht hatte, begab sie sich auch in die Hauptstädte mehrer fremden Länder, wie Dänemark, Schweden, Rußland, Holland und Frankreich, und auch hier meist immer — mit Ausnahme von Paris, wo der Beifall sehr getheilt gewesen sein soll — die Anerkennung findend, die sie vielfach verdiente, kehrte sie endlich mit ihrem Manne nach Halle zurück, wo derselbe eine neue Anstellung bei der Universität erhielt, und be-

Digitized by Google

schloß, wie sie selbst ankündigte, 1820 mit einigen Gastrollen auf der leipziger Bühne ihre theatralische Laufbahn. Jetzt lebt sie von ihrem Gatten, der sich nach Hamburg gewendet hat, verlassen, der Pflege ihres Schwiegervaters und ihrer Kinder.

Schütze (Karl Heinrich Ferdinand), Herr auf Schweta, vormaliger Mitbesitzer eines londner Handelshauses, ein durch reiche Erfahrung gebildeter und für alles Gemeinnützige mit Thätigkeit wirkender Geschäftsmann, ward geb. zu Meißen d. 24. Febr. 1778, wo s. Vater, Maler an der dasigen Porzellanfabrik, für die Erziehung seiner 11 Kinder nur mit größter Anstrengung sorgen konnte. Der fähige Knabe, der im 12. Jahre Algebra und Geometrie leicht begriff, besuchte drittehalb Jahre die Landschule zu Meißen und erlernte dann in Leipzig die Handlung. Die Schriften von Büsch waren sein Hauptstudium; dabei las er viel über Länder- und Völkerkunde, was seinem Wunsche, die Welt zu sehen, so viel Nahrung gab, daß er 1796 auf gut Glück nach Amerika zu gehen beschloß. Er reiste über Berlin, wo die Aufnahme in die Freimaurerverbindung den wichtigsten Einfluß auf die sittliche Bildung des Jünglings hatte. In Philadelphia fand er bald eine Stelle in einem angesehenen Hause; nach einem Jahre erhielt er die Procura desselben und die Erlaubniß, für eigne Rechnung kleine Handlungsgeschäfte zu unternehmen. Als die Verein. Staaten 1797 gegen die Beschlüsse des franz. Nationalconvents Vertheidigungsanstalten treffen mußten, trat er als Freiwilliger unter die Fahnen der Republik. Um die Gründung eines eignen Hauses vorzubereiten, ging er im Juni 1798 nach Hamburg und hierauf im Nov. nach London, wo er, nach einander in 2 Häusern angestellt, den Welthandel im Großen kennen lernte. Am 1. Juli 1802 gründete er zu London mit seinem Freunde Röhrs ein eignes Haus unter der Firma: Schütze, Röhrs und Comp.; am 25. März 1803 ward er durch eine Parlamentsacte naturalisirt; auch diente er bei dem Kriege mit Frankreich als Freiwilliger. In der Folge nöthigte ihn die Ausbreitung s. Geschäfts zu häufigen Reisen nach Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden, Finnland, Rußland, in die Schweiz und nach Frankreich. Er befand sich ein Jahr in Rußland, als Kaiser Napoleon 1812 dieses Reich feindlich überzog; im Mai 1813 begab er sich nach Berlin, wo er, abwechselnd mit Stralsund, bis zur Zeit der Schlacht von Leipzig blieb. In Berlin sammelte er Beiträge für die Vereine zur Unterstützung der Verwundeten, und hatte dabei Gelegenheit, unter den in dem Hospitale am oranienburger Thore mit der edelsten Hingebung hülfeleistenden Frauen die Generalin v. Winzingerode und Mad. Berner kennen zu lernen, deren menschenfreundliche Anstrengungen, auch was die Frau v. W. betraf, durch die Ertheilung des Louisenordens anerkannt worden sind. 1814 wählte ihn der in London zu Unterstützung der durch den Krieg in Deutschland hülfsbedürftig Gewordenen gebildete Verein zum Ausschußmitgliede, und auf s. Nachrichten von den Ländern des Kriegsschauplatzes wurden mehren Orten und Gegenden bedeutende Summen zugetheilt; auch beschloß der Ausschuß, durch ihn der Frau v. Winzingerode 1000 Pf. St. zu ihrer selbstgefälligen Vertheilung zustellen zu lassen. In der Erwartung, daß das Parlament die Summe von 100,000 Pf. St. als Beitrag zu den Zwecken des Hülfscomité votiren würde, erhielt Sch. den Auftrag, die Provinzen Deutschlands, welche durch den Krieg gelitten hätten, zu bereisen und einen Bericht über die Verwendung der Hülfsgelder, sowie über die fernern Bedürfnisse einzusenden. Er besuchte in dieser Absicht auch Sachsen und namentlich Meißen, woselbst er dem Hülfsvereine vorschlug, 600 Thlr., als dessen Antheil an den engl. Geldern, die er durch s. Bericht verschafft hatte, und wozu er eine Summe aus s. Mitteln hinzufügte, zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für die durch Krieg und Seuche älternlos gewordenen Kinder zu verwenden, in welchem Falle er mehre Beiträge versprach. So entstand 1815 ein Waisenhaus, in welchem nachher 18 Freistellen gestiftet wurden, wozu

Digitized by Google

die Zinsen der Capitalien, Naturalien, Beiträge vom König und Unterzeichnungen die Mittel lieferten. Als hierauf der zu London 1815 gebildete Unterstützungsverein für die durch die Schlacht von Waterloo Betheiligten durch Hrn. Dufour-Feronce in Leipzig die Nachricht erhielt, daß 87 Waisen aus jener Kategorie Hülfe brauchten, zu deren Erziehung eine Summe von 2500 Pf. St. erfoderlich wäre, so hatte Sch. das Glück, diesen Beitrag von dem Comité zu erlangen, darauf bewilligte ihm derselbe auch für die Witwen und Waisen preuß. Krieger 10,000 Pf. St. — Diese vaterländische Gesinnung fand in Deutschland dankbare Anerkennung. Die patriotische Gesellschaft in Hamburg verehrte dem wackern Manne eine goldene Medaille und ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Der König von Sachsen ließ ihm ein Porzellan-Theeservice zustellen, und die Direction des pirnaschen Waisenhauses nahm ihn zum Ehrenmitgliede auf. Am Ende 1817 kam Sch. selbst nach Dresden. Er hatte das Rittergut Schweta bei Oschatz gekauft, baute dann in Dresden ein schönes Haus und zog sich am Ende 1819 von der Theilnahme an seinem londner Handlungshause ganz zurück. Darauf eröffnete er am 24. April 1820 zu Dresden eine Anstalt, in welcher 10 arme Blinde unter der Aufsicht eines Werkmeisters Anweisung zum Korbflechten, Schnürenklöppeln, Mattenweben u. s. w. erhielten, wozu ihm Anfangs der Regierungssecretair Morgenstern ein Gartenzimmer einräumte, dann aber der König ein besonderes Haus überließ. Dies und andre Beihülfe an Holz und Kohlen setzte ihn in den Stand, die Zahl der blinden Arbeiter fast zu verdoppeln und denselben auch die Kost zu geben, wozu jeder von seinem Erwerb in der Anstalt nur 6 Pfennige für die Mahlzeit beitrug. Nach 2 Jahren überließ er die Anstalt nebst Zubehör und einem Legate von 1200 Thlr., das ein Finanzregistrator Rasp ihm für diesen Zweck vermacht hatte, den Vorstehern des Blindenvereins unentgeltlich; doch nahm er fortwährend als Deputirter des Vereins an der Direction des Instituts Antheil. Seitdem hat sich dasselbe durch die Unterstützung des Königs noch mehr erweitert, und es ward am 22. Juli 1825 mit der Steckling'schen (ehemaligen Flemming'schen) Blindenerziehungsanstalt vereinigt. Als Mitglied der Gesellschaft zu Rath und That hat Sch. sich um Dresden auch noch durch die nach seinem Plane, unter Mitwirkung s. Freunde, zu Stande gebrachte und am 3. Febr. 1821 eröffnete Sparcasse verdient gemacht. Auf erhaltene Veranlassung entwarf er die Einrichtung der 1823 zu Freiberg eröffneten Sparcasse. Bei Gründung der neuen, von der genannten Gesellschaft in Dresden errichteten Armenschule war er ebenfalls sehr thätig. Als ritterschaftlicher Stand bei dem Landtage, wozu ihn die Stände des meißner Kreises 1820 gewählt hatten, entwarf er 1822 gemeinschaftlich mit dem Kriegskammerrath v. Carlowitz den vorläufigen Plan zu einer künftig allgemeinen Hagelassecuranz für das Königreich Sachsen, und die in Leipzig zu einem ähnlichen Zwecke zusammengetretene Gesellschaft ward eingeladen, ihren Wirkungskreis nur auf Sachsen zu beschränken, damit sich die Stände des meißner Kreises an sie anschließen könnten. Mit gleichem Eifer brachte er auf dem Landtage 1824 die Errichtung einer Witwenversorgungsanstalt oder einer Witwencasse für das Königreich Sachsen in Vorschlag; es traten jedoch mancherlei Hindernisse der Ausführung dieses Vorschlags entgegen.

Schutzengel, s. Engel, Geister, Genien.

Schutzgenossen, Schutzverwandte sind im Allgemeinen Diejenigen, welche, ohne eigentliche Mitglieder irgend einer Gesellschaft zu sein und ihre Lasten zu tragen oder an der Verwaltung Antheil zu nehmen, doch mit derselben in einer gewissen Verbindung und unter ihrem Schutze stehen. Dieses Verhältniß kann daher nicht bloß bei Stadt- und Dorfgemeinden, sondern auch bei jeder andern Corporation und in Beziehung auf den ganzen Staat vorkommen. So lange in den Gemeinden die allgemeine gegenseitige Verbürgung der Gemeinden (in England frank-pledge, franciplegium genannt) bestand, konnten die Schutzbürger

Digitized by Google

mit Recht nicht wegen der Foderungen an die Gemeinde oder an einzelne eigentliche Bürger in Anspruch genommen werden; was sie aber sonst für den erhaltenen Schutz zu leisten hatten, war sehr verschieden bestimmt. Schutzgenossen machen im Allgemeinen eine Mittelclasse zwischen wirklichen Bürgern und zwischen Fremden, welche bloß eines vorübergehenden und beliebig aufzukündigenden Schutzes genießen; zu ihnen gehören z. B. in England die denizens, welche, ohne naturalisirt zu sein, die Erlaubniß haben, Grundeigenthum zu besitzen und auf ihre im Lande geborenen Kinder zu vererben. In die Schutzgenossenschaft der Städte drängte sich in Deutschland vor dem allgemeinen Landfrieden (1495) ein großer Theil der Landleute, theils um größere Sicherheit gegen die Bedrückungen der Gutsherren und gegen Plünderungen und a. Gewaltthaten in den Fehden zu erlangen, theils aber auch, um aus dem Stande der Hörigen und Leibeignen in die Classe freier Bürger zu gelangen, und die Städte nahmen gern solche Ausbürger oder Pfahlbürger auf (ein Name, welcher Diejenigen bezeichnet, welche sich nicht in der Stadt selbst, aber doch in ihrer Gemarkung, intra palum civitatis, ansiedelten, vielleicht aber auch schon solche, welche, ohne eine Wohnung unter städtischer Gerichtsbarkeit zu nehmen, nur sich bloß persönlich in ihren Schutz begaben), weil sie dadurch an Macht und Ansehen nur gewinnen konnten. Hieraus erklären sich die Gesetze, welche vom 13. Jahrh. an gegen diese Erweiterung des städtischen Vereins von den deutschen Kaisern und Reichsständen gegeben wurden, sodaß auch in der goldenen Bulle ein eignes Capitel gegen die Pfahlbürger vorkommt. Die Ausbildung der Landeshoheit und die neuern Ansichten von den Zwecken und Rechten des Staats haben einem solchen Streben der Städte ohnehin ein Ziel gesetzt. Mit dieser Schutzgenossenschaft ist das Ehrenbürgerrecht nicht zu verwechseln, welches weder Verbindlichkeiten auflegt, noch des Schutzes wegen, sondern als Auszeichnung und Anerkennung des Verdienstes gegeben wird. In Beziehung auf den Staat besteht die wichtigste Classe der bloßen Schutzgenossen aus den Juden; man fängt aber doch an einzusehen, daß ein solches Verhältniß nicht bloß Denen, welche auf diese Weise von dem Bürgerrecht ausgeschlossen sind, sondern auch für den ganzen bürgerlichen Verein selbst höchst nachtheilig werden muß. 37.

Schuwaloff (Paul Andrejewitsch, Graf), k. russ. Generallieutenant, Generaladjutant des Kaisers, mehrer Orden Ritter, geb. um d. J. 1775, diente unter Ssuwaroff, erwarb sich das St.-Georgenkreuz bei dem Sturme auf Praga; dann focht er in Italien 1799 unter Ssuwaroff; auf dem Marsche über den Gotthard ward ihm das Knie zerschmettert. Im 25. J. zum General ernannt, zeichnete er sich in dem Feldzuge 1807 bei mehren Gelegenheiten aus. Im finnländischen Kriege war er der erste Russe, der 1809 über Torneo in Schweden eindrang und durch einen kühnen Marsch über das Eis Schelefta einnahm, 8000 Schweden gefangen nahm und 121 Kanonen eroberte, worauf er zum Generallieutenant ernannt wurde. Bei einer diplomatischen Sendung an einen der ersten Höfe von Europa zeigte er auch diplomatisches Talent. Im J. 1812 befehligte er das 4. Corps, mußte aber Krankheit wegen den Befehl niederlegen; dann wohnte er 1813 an der Seite des Kaisers allen Schlachten bei, schloß den Waffenstillstand von Neumark den 26. Juli 1813 und verhandelte über einen Waffenstillstand vom 24. Febr. bis zum 5. März 1814 zu Lusigny, der aber nicht zu Stande kam. Nach dem Einmarsch in Paris erhielt er den Auftrag, die Kaiserin Maria Louise zu ihrem Vater zu begleiten und den Kaiser Napoleon nach Frejus zu führen. Dieser auch als Mensch hochgeachtete Krieger starb plötzlich zu Petersburg den 1. Dec. 1823, und hinterließ 2 Söhne. Der Kaiser selbst führte den Trauerzug an.

Digitized by Google

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

R.

	Seite
R	1
Raab	—
Rabatt	—
Rabaut-St.-Etienne (Jean Paul)	—
Rabbaniten	2
Rabbi, Rabbiner	—
Rabbinische Sprache und Literatur	—
Rabelais (François)	3
Rabener (Gottlieb Wilhelm)	—
Rabulist	4
Rabutin (Roger)	—
Racen der Menschen, s. Mensch	5
Racine (Jean)	—
Racine (Louis)	6
Racknitz (Joseph Friedrich, Freiherr zu)	—
Radegast	—
Radicalreformers	7
Radiren, s. Kupferstecherkunst	9
Radius, s. Diameter	—
Radzivil (Geschlecht — Michael VI. — Ludwig Nikolaus — Anton Heinr.)	—
Raeburn (Sir Henry)	—
Rafael Sanzio	10
Raffiniren, Raffinade	16
Rafflesia Pätma	—
Ragusa (Freistaat — Stadt)	—
Raimar (Freimund), s. Rückert	—
Raitzen	16
Rajah, Rajahs	17
Rakete	—
Rakoczy (Familie — Sigmund — Franz)	—
Raleigh (Sir Walter)	18
Rallentando	20
Ramájana	—
Ramasan	21
Ramberg (Joh. Heinrich)	—
Rameau (Jean Phil.)	—
Ramler (Karl Wilh.)	22
Rammelsberg	23
Ramsden (Johann)	—
Rancé (Dominique Armand Jean le Bouthillier de)	24
Rang, Rangordnung	—
Ranzau (Familie — Joh. v. — Heinrich, Graf von — Daniel, Graf von — Josias, Graf v.)	25
Raoul-Rochette (Désiré)	—
Rapp (Johann, Graf von)	26
Raserei, s. Wahnsinn	27
Rask (Rasmus Christian)	—
Rastadt, Rastadter Friede, Rastadter Congreß	—
Räthsel	28
National, s. Rationell	—
Nationalismus	—
Rationell	33
Raub	—
Raubvögel, s. Vögel	—
Rauch	—
Rauch (Christian)	34
Rauch (Gustav v.)	36
Rauchen	37
Räuchern	39
Raucourt (Sophie)	40
Raugraf	41
Raum, Räume	—
Raumer (Friedr. Ludwig Georg v. — Karl v.)	—
Raupach (Ernst Benjamin Salomo)	43
Raute, s. Rhombus	—
Rautenglas	44
Rautenkrone	—
Ravaillac (François)	—
Ravelin	45
Ravenna	—
Ravez	—
Ray (John)	46
Raynal (Guillaume Thomas François)	—
Raynouard (François Juste Marie)	47
Reaction, Reactionsvermögen	—
Reaction, politische	48
Reagentien	49
Real (Münze)	—
Réal (Pierre François, Graf)	—
Real	50
Realgeld	—

Digitized by Google